P.o.germ.
1106
9/5

O. Germ. 11069

Pustkuchen

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wilhelm Meisters

Wanderjahre.

Fünfter Theil.

Quedlinburg und Leipzig.
Verlag von Gottfr. Basse.

1828.

274

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wilhelm Meisters

Wanderjahre.

Fünftes Buch.

Erstes Capitel.

Während die heitern Herbsttage sich allgemach verloren und dem unfreundlichen Vorwinter Platz machten, schienen unsere Freunde über der eifrigen Verfolgung ihrer verschiedenen Zwecke davon wenig zu bemerken. Aus Furcht vor der unangenehmen Jahrszeit sputeten sie sich, von ihren Arbeiten so weit loszukommen, daß sie mit innerer Zufriedenheit sie abbrechen und den gemeinsamen Aufenthalt gleichzeitig verlassen könnten. Gerade dieser Wunsch aber vertiefte sie in ihre Geschäfte so sehr, daß jene Furcht

darüber ihren Grund verlor und die regnichten Tage und Wochen ihnen schnell und angenehm über dem Wetteifer dahinflossen.

Anselm allein fand sich gedrungen, an die Beschleunigung der Abreise fleißig zu mahnen. Der wunderliche Mann hatte seinen Einfall, den er für einen völlig neuen Lebensplan hielt, mit einem Eifer verfolgt, wie er ihn bei jeder veränderlichen Richtung seines Strebens zu zeigen pflegte. Eine gute Anzahl bergmännischer Familien war schon seit einiger Zeit aufgebrochen, um nach den Gütern des Barons zu verziehen; ja es wären, von den betäubenden Schilderungen ihres Bergraths verlockt, noch weit mehre nachgefolgt, wenn nicht Coucy es im Stillen verhindert hätte. Dieser traf alle nöthige Vorkehrungen, daß es den Auswandernden weder auf dem Wege, noch bei ihrer An=

kunft an dem Erforderlichen gebräche. Er stand mit dem Baron und den einsichtsvollsten Nachbaren und Untergebenen desselben im ununterbrochenen Briefwechsel und bestrebte sich, den neuen Plan vorsichtig in den Schranken zu halten, welche jedem Versuche ähnlicher Art dringend zu empfehlen sind. Damit aber war Niemand weniger, als Anselm zufrieden. Was nach so vielen durchlebten Wechseln diesen noch reizen sollte, mußte durchaus den Charakter des Ueberschwenglichen haben und eine endlose Perspektive darbieten. Mit der Wahrnehmung einer Gränze war sein Eifer alsbald erkaltet. Ohne darum seinem besonnenern Freunde für Rath und Beihülfe irgend erkenntlich zu seyn, äußerte er sein Mißvergnügen über dessen furchtsame Beschränkung des Unternehmens wiederholt und harrte mit Sehn-

sucht der Zeit entgegen, wo er die Leitung desselben allein übernehmen würde. Er vermaß sich oft, Coucy's Entwürfe in Zeit von einem Jahre überbieten und dessen übertriebene Behutsamkeit beschämen zu wollen und die Ungläubigkeit der Andern diente nur, ihn in seiner vorgefaßten Meinung zu befestigen. Coucy hütete sich wohl, ihn durch Gründe widerlegen zu wollen, weil bei Anselms Sinne die Lähmung seiner Thätigkeit dann ohne allen Zweifel eintrat. Er begnügte sich, den Ungeduldigen auf eigene spätere Erfahrungen hinzuweisen und die jüngeren Freunde im Zaum zu halten, wenn sie die Lust anwandelte, sich an jenem zu reiben.

Fast täglich kam Anseln zu diesen hinüber, um sie zur Eile zu spornen. Es war abgeredet, daß man zusammen reisen wolle.

Ludolf wollte seine Gemälde abliefern und dann mindestens bis zum Frühlinge bei dem Grafen und dem Baron verweilen. Junius hatte sich entschlossen, mitzuziehen, da Coucy ihm lebhaft zuredete, mehr noch aber, weil er bei seinem Still-Leben sich in seines Ludolf Entfernung nicht finden konnte. Wie es gewöhnlich ist, daß diejenigen, welche keine Befreundungen mit Leichtigkeit einzuleiten wissen, um so zuverlässiger in denen sind, die sie gefunden, so hing der Naturforscher an seinem Ludolf mit einer Innigkeit, deren größter Reiz für Fremde eben darin lag, daß sie als vollendete Natur ihm selbst kaum bewußt war. Auch an Coucy und Meister hatte er sich bereits gewöhnt und mochte gern sein künftiges Leben als ein, mit ihnen gemeinsames denken. Bei seiner Wohlhabenheit und der Art seiner Beschäftigungen hatte

eine Ortsveränderung auch keine Schwierigkeit. Übrigens zeigte er nicht die mindeste Ungeduld nach der Abreise, arbeitete in seiner Art fort, als ob er daran nicht denke, und überließ es ganz den Freunden, wann sie es für gut hielten, aufzubrechen. Anselms stets erneutes Treiben und Spornen änderte darin nicht das Geringste und der Ungeduldige mußte den mit seinem eigenen Wesen so unvereinbaren unerschütterlichen Gleichmuth ruhig ertragen lernen.

Um so mehr fiel er den beiden jüngern Freunden, und besonders Ludolfen mit seinen Aufforderungen zur Eile beschwerlich. Der Maler war es in der That, welcher die Verzögerung am meisten verschuldete. Die Gemälde waren bis zur letzten Vollendung fertig. Aber da er sich in der Landschaftmalerei doch zurück glaubte und eben des-

halb den Aufenthalt in dieser Gegend, an den Ufern des See's gewählt hatte, so wollte er den reichen Stoff, welchen ihm der Spätherbst bot, nicht ungebraucht verlassen. Seine Liebe zur Kunst war das einzige Leidenschaftliche in seinem schön zusammengehaltenen Wesen und er verläugnete sie auch über den Gefühlen und Wünschen der Freundschaft nie. Daß er bei dem Baron eine ganz andere Gegend fand, wußte er; darum reizten ihn die schönen Ansichten der Wasserpartien nun doppelt und sein geübtes Auge bemerkte täglich neue Scenen und Farben, die er seinen Studien zu sichern wünschte. Kein Tag war so neblicht und regenschwer, der ihn nicht ans Ufer und aufs Wasser hinausgelockt und mit neuen Anblicken und Entwürfen entzückt hätte. Anselm wollte darüber verzweifeln und wurde zuweilen

bitterböse, ohne damit etwas zu ändern. Ludolf entgegnete ruhig, daß er selbst ihn am meisten gehindert habe und nun warten müsse, bis alles gethan sey. Coucy und Meister blieben bei diesem täglich erneueten Zanke parteilos; denn der Gedanke, sich aus der Gemeinschaft lossagen und zurückbleiben zu müssen, hinderte sie, Anselms Klagen zu unterstützen, auch wo sie gegründet waren. Zudem waren sie Beide auf ihre Weise beschäftigt, und Wilhelm besonders suchte sein neues Werk in jeder Scene nach Geist und Form zu vollenden. Bevor ihm dieses bis zur eigenen Zufriedenheit gelungen, scheute er jede Veränderung seiner Lage doppelt und der mißvergnügte Bergrath beschuldigte ihn nicht ohne Grund, daß er, bei allem scheinbaren Streben nach dem Schluß, doch fast

eben so sehr wie Ludolf die lange Zögerung zu verantworten habe.

»Wie können Sie es rechtfertigen?« sagte jener oft. »Ich habe meine Stelle niedergelegt, meine bisherigen Geschäfte geordnet, die neuen Ansiedler für die Güter des Barons geworben, zugestutzt und abgesendet und bin mit dem Allem längst und vollständig im Reinen, während Sie mit einer Unbedeutenheit, wie ein Trauerspiel, nicht fertig zu werden wissen? Machen Sie doch endlich, daß Sie zum Schluß kommen! Was liegt daran, ob ein Unglück etwas lebendiger und dichterischer geschildert wird, wenn man darüber sich ein wirkliches herbeizieht? Und ein Unglück, ja mehr als eines, kann aus diesem Zögern gar leicht entstehen.«

»Ich bin unschuldig daran,« pflegte

Meister mit Lachen zu antworten; »wenden Sie sich an Ludolf und Junius. Sobald diese reisen wollen, kann und will ich es nicht hindern.«

»Gerade so,« versetzte Anselm ärgerlich, »verweisen mich diese wieder an Sie und über der allgemeinen Unschlüssigkeit, wo Niemand zuerst aufhören will und Jeder vorgibt, auf die Andern zu warten, werden Tage zu Tagen gefügt, ohne daß etwas geschieht.«

»Sie werden nicht läugnen,« sagte Meister, »daß wir alle auf unsere Weise beschäftigt sind, Sie allein ausgenommen. Ich kann mir nicht denken, daß es nicht auch Ihnen leicht werden sollte, einstweilen eine, in ihre Entwürfe passende Arbeit zu finden und darüber würde ihnen die Ungeduld wahrscheinlich vergehen.«

»Ich sage Ihnen,« versicherte Anselm, »daß alles, was sich hier von mir thun ließ, bereits gethan ist und zudem habe ich wahrlich keine Lust, das allgemeine Zaudern durch meinen Beitritt zu beschönigen.«

Ludolf meinte, Anselm könne sich ihnen sehr nützlich machen, wenn er zu dem Freiherrn über den See hinüberzöge und indem er sie von seinen eigenen störenden Reden befreite, zugleich die wilde Emma abhielte, sie durch ihre Besuche zu hindern. Man dürfe nur nichts von der Absicht verrathen, falls man sie durchsetzen wolle. Übrigens wäre es gewiß interessant, zwei so ungeduldige und dabei doch so höchst ungleichartige Wesen zusammen zu bringen, besonders bei einem solchen Muster von Stätigkeit, wie Emma's Vater.

Seiner Schlauheit gelang es, diesen

Einfall durchzuführen. Er steckte sich hinter Junius, der von den Bergen auf der andern Seite des See's manches der Aufmerksamkeit Werthe zu erzählen wußte. Anselm war gerade in der Stimmung, alles, was die leiseste Spur anwesender nutzbarer Mineralien verrathen mochte, zu beachten und entschloß sich leicht und arglos, die empfohlene nähere Untersuchung vorzunehmen. Ludolf und Meister säumten nicht, ihn sofort zu dem Freiherrn hinüber zu begleiten und diesem, wie seiner Tochter bestens zu empfehlen. »Es ist ein Mann,« sagte Ludolf zu der letztern, »wie Sie ihn nur irgend wünschen können, unermüdlich im Umherschweifen zu Fuß und zu Pferde, hinreißend durch lebendigen Antheil, aufregend durch gesprächige Originalität, kurz zur Gesellschaft für Sie und zur Unterhaltung für Ihren Herrn

Vater ganz eigens gemacht.« Das Mädchen sah ihn bei diesen Worten forschend in das ernste Gesicht und schien den in seinen Augen lauernden Schalk zu gewahren. »Da mit Ihnen Beiden selbst jetzt nichts anzufangen ist,« sagte sie, »so finde ich es wenigstens brav, daß Sie uns einen Ihrer Freunde zuführen. Wenn Sie mich täuschen wollen, so wird sich's bald genug ausweisen.«

Das schien es auch wirklich thun zu wollen. Die beiden jungen Männer blieben einige Stunden da, um der Einführung Anselms den nöthigen Anstand zu geben und schon in dieser kurzen Zeit wurde ihnen das komische Verhältniß, welches Ludolfs Muthwille herbeigeführt hatte, anschaulich. Anselm fing sofort an, über die nächsten Berge und deren Inhalt zu sprechen und

der gute Freiherr, welcher nie an Beides viel gedacht hatte, hörte ihm mit steigender Verwunderung zu. Die Anderen hüteten sich wohl, ihn zu unterbrechen, und so kam er mit seiner lebendigen Phantasie bald genug in die malerische Schilderung aller der Veränderungen, die ein mit höchster Kunst betriebener Bergbau in diese Gegend bringen werde. Dem Freiherrn war es etwas ganz Neues, letztere anders zu denken, als er sie von jeher gekannt hatte, und da sein Gast alles so leicht und wenig kostspielig vorstellte, so äußerte er vergnügt, daß er zu der ersten Anlage wohl bereitwillig seyn würde, falls nur sein Burghof unverändert bliebe. Wie es schien, war er der Meinung, als ob alle Berge Metalle verschlössen und es nichts als eines Ganges bedürfte, um diese herauszuholen. Anselm hatte sich

auch schon so ganz in seine Malereien vertieft, daß er an die Vorfrage, ob sie passe, nicht mehr dachte und sie mit Junius einzelnen Bemerkungen schon zur Genüge erledigt hielt.

Als der gläubige Lehrer mit seinem eben so gläubigen Zuhörer in der vollen Wärme war, welche Beider Charakter vertrug, hiel= ten es Meister und Ludolf für gerathen, sich zurückzuziehen; denn es wurde ihnen schwer, bei Anselms Träumereien und des Freiherrn Unkunde immer gehörig ernsthaft zu bleiben. Bei der Rückfahrt nach ihrem Landhause ließen sie der scherzhaften Laune freien Lauf und ergötzten mit der Erzählung ihrer gelungenen Schelmerei besonders den Naturforscher, der sich über Anselms Man= gel an den einfachsten bergmännischen Kennt= nissen nicht genug verwundern konnte. Er

meinte zuletzt, die hoch aufgetriebene, buntgemalte Seifenblase werde bald genug springen, wenn der Bergrath nur eine Stunde lang die Gegend, so weit solche dem Freiherrn gehöre, untersuche. Aber Ludolf versetzte: »Für einige Tage stehe ich ein und auf so lange sind wir denn doch seiner Ungeduld ledig.«

»Es ist billig, auch den Abwesenden zu vertreten,« sagte Coucy. »Wie mich dünkt, hat jede wahrhafte Natur das Recht, auf Duldung, ja auf Anerkennung Anspruch zu machen, und daß Anselm sich unverstellt gebe, wird unter uns nicht bezweifelt. So kurz auch die Strombahn seines Interesse's an einer Sache ist, bevor sie ins Meer der Vergessenheit mündet, so gewiß fodert sie doch die Geltung hydraulischer Gesetze. Man muß ihr Fluß gönnen und angemessenen

Fall, und so kann ich seine Eile nur für ein Symptom der reinen Natur halten, dem man sich möglichst bequemen muß. Bis auf kleine Reste, die mehrentheils aus eigener Schuld in jedem Verhältnisse hangen bleiben, scheinen wir alle mit unsrer Thätigkeit dem vorläufigen Abschluß nahe. Anselm fühlt es, daß uns in Wahrheit mehr die persönliche Neigung zum Zusammenleben, als unsre vorgegebenen Gründe zum Widerstreben gegen seine Eile veranlassen. Wollen wir denn billig seyn und in der Hoffnung, daß die Trennung zum Wiedersehen führe, seinen Wünschen nachgeben!«

Ludolf machte ein komischtragisches Gesicht und versetzte: »So soll ich die vielen Bergwerke am jenseitigen Ufer umsonst angelegt und den Zauberer, der sie in Stand setzt, mit Aufopferung eines ganzen Nach-

mittages vergebens dahin übergesetzt haben! Und ich wollte überdem noch so manche Ufergegend in meine Mappe aufnehmen!«

»Die Erinnerung wird Ihren Pinsel eben so gut, als die Anschauung leiten,« antwortete Coucy.

»Ich warte auf den Beschluß der Andern,« sagte Junius; »nur zuerst möchte ich für die Trennung nicht stimmen.«

»Ich bin noch nicht mit meiner Arbeit zufrieden,« erklärte Meister, »aber ganz werde ich es wohl überhaupt nicht werden. Dem, was seyn muß, will ich nicht zuwider seyn.«

»Nun,« sagte Coucy, »so wollen wir die Trennung auf die nächste Wiederkehr heiterer Tage ansetzen, und zwar so, daß davon der erste unserm vorläufig letzten Beisammenleben, der Morgen des zweiten

aber dem Scheiden bestimmt seyn und dawider keine Ein= oder Ausrede gelten soll. Diese unsichere Scheu vor dem Auseinandergehen würde uns zuletzt den Genuß der Gemeinschaft verleiden und Anselms Besorgnisse wenigstens theilweise verwirklichen.«

»Es ist, Gott sey Dank, noch recht miserables Wetter!« flüsterte Ludolf Meistern zu, nachdem er schnell zum Fenster getreten war. »Ich hoffe auch, daß es noch eine Weile sich steif hält.«

Zweites Capitel.

An den beiden nächstfolgenden Tagen trieb der feuchte Herbststurm so schwere Wolken über den Himmel und auf dem See so hohe Wellen, daß Niemand daran dachte, sie zu den heiteren zu zählen, und daß vom jenseitigen Ufer nicht einmal Nachricht zu haben war. Die vier Freunde lebten jetzt auf Ludolfs Landhause beisammen; denn Junius hatte gleich nach dem gefaßten Beschlusse, seine Instrumente eingepackt und die Besorgung des Weitern in sichere Hände

übergeben. Man wollte sich zuletzt des Beisammenseyns von allen Seiten noch in vollem Maße freuen und an Arbeiten wurde von Keinem ernstlich mehr gedacht.

Früh am Morgen des dritten Tages trat Ludolf an Wilhelms Bette und sagte: »Es ist leider ganz helles, schönes Wetter! Ich hoffe nur, daß es entweder keinen Bestand hat, oder daß der vortreffliche Anselm in die Berge hineinwandert, um eine Stelle zum Einschlagen auszuwählen. Wenigstens würde ich es ihm nie vergeben, wenn er's unterließe.«

Meister theilte die Unzufriedenheit seines Freundes mit dem guten Wetter von ganzem Herzen; aber die Richtung des Windes, die Frische der Luft und der Stand des Barometers ließen ihn bald erkennen, daß keine große Hoffnung auf schnelle Wieder-

kehr des Regens sey. Dem Vorschlage Ludolfs, daß sie den Anselm auf irgend eine Art von dem Gute des Freiherrn fortzubringen suchen wollten, damit er keine Nachricht erhalte, widerstrebte er in allem Ernst. Je unangenehmer es ihm war, nicht mitziehen zu dürfen, um desto ängstlicher bestrebte er sich, jede zu starke Aufregung seiner Gefühle zu verhüten. Er begab sich daher still an das Zusammensuchen seiner Sachen, da er nach der Abreise seiner Freunde bei dem Freiherrn auf der andern Seite des See's zu verweilen dachte und diesem auch schon das Wort darüber gegeben hatte.

Nachdem er selbst fertig geworden war, half er Ludolfen, der aus lauter Verdruß über die Trennung anfangs gar nichts beschicken konnte. Auch Junius und Coucy

erwiesen sich hülfreich und vereinte Mühe brachte es dahin, daß zu Mittag alles Erforderliche gethan war.

Man hatte alle Bilder und Zeichnungen vor dem sorgfältigen Verpacken noch zu guter Letzt gemustert und war dabei auf den Gedanken gekommen, am Nachmittage auch Meisters jetzt fertig gearbeitetes Trauerspiel zu hören; denn in wenigen Fällen bedarf man mehr solcher Beihülfen der Unterhaltung, als wenn der Stoff dieser letztern gar zu reich und ernst ist. An Anselm und damit gleichzeitig an den Freiherrn nebst seiner Tochter war Nachricht gesendet, daß man sie Abends besuchen und am andern Morgen von dort aus die Reise antreten werde.

Es war unstreitig für unsern Helden sehr wohlthätig, daß er durch diese Aufforderung zum Vorlesen eines selbstverfertigten

Werkes aufgeregt und zerstreut wurde. Denn so oft er daran dachte, daß die Abreisenden in kurzer Zeit das Thal vor sich sehen würden, das sich in vollster Frühlingspracht so oft seinen Träumen vergegenwärtigte, fühlte er eine Wehmuth, die er kaum zu verbergen wußte. Er strebte jedoch, sich zusammen zu halten und darin erleichterte ihn der Vorschlag seiner Freunde sehr. Man fing mit der Vorlesung gleich nach Mittag an, weil Anselm ohnehin jetzt keinen Sinn dafür zeigte, und Wilhelm wechselte in der Rolle des Vortragenden mit Ludolf ab.

Als man geendet hatte, wurde das unserm Freunde schon früher über die Haupscenen gespendete Lob wiederholt und dabei sein Bemühen um möglichste Vollendung in der Form besonders gebilligt.

»Daß Sie zum Dichter geboren seyen,« sagte Coucy, »entgeht Keinem, der Sie kennen lernt. Aber etwas Anderes, als die Anlage oder bewußtlose Kraft ist das Bewußtseyn ihrer und ihres Zweckes. Dieses scheint mir den meisten neueren Dichtern zu fehlen und gerade durch Schuld der Aesthetik, die ihnen dazu verhelfen sollte. Mich dünkt, daß es auch bei Ihnen der Fall war, daß Sie aber nahe daran sind, sich zu der Besonnenheit zu erheben, welche die endliche Kraft nicht mit einer unendlichen verwechselt und eben durch Selbstbeschränkung sich zur Meisterschaft erhebt.«

»Daß mir ein solches Urtheil über mich höchst ermunternd ist,« sagte Wilhelm, »brauche ich nicht zu versichern. Aber der Zweifel an mir selbst, den ich nie ganz überwinden lernte, dringt mich zu der Bitte,

daß Sie mir sagen, was Sie für den Kreis und die beste Richtung meiner vorausgesetzten Kraft halten.«

»Recht gern,« war die Antwort; »nur darf es Sie nicht ängstlich machen, wie überhaupt kein fremdes Urtheil, von wem es auch komme. Wie mir vorkommt, besteht der Unterschied der lyrischen, epischen, dramatischen und didaktischen Poesie nicht bloß in ihrem verschiedenen Charakter, sondern er gründet sich auf einen eigenthümlichen Charakter der Dichter selbst. Wenn dieses ist, so kann jeder von diesen nur in einer dieser Arten vollkommen werden, ob er sich auch in vorübergehenden Launen oder der Schule wegen in den andern versuche. Ich berufe mich darauf, daß man die berühmtesten Dichter aller Zeiten fast ohne Ausnahme nur in einem Fache als Meister

nennt. Unsere Zeit aber scheint diese subjektive Form der poetischen Kraft zu verkennen und bloß an eine objektive Formenverschiedenheit der Poesie zu glauben, deren jeder Dichter durch Schule gleichmäßig mächtig werden könne. Das halte ich für eben so irrige Überschätzung der Schule, als für ein Zeichen von höchst unklarem und schwankendem Sinne. Die der Lyrik zum Grunde liegende Gemüthsstimmung mag vielleicht bei jedem Dichter anfangs daseyn. Aber wenige sind berufen, darin zu bleiben und von allen gilt es, daß, so lange jene besteht, keine rein objektive Auffassung denkbar sey. Nachher bildet sich bei den meisten Dichtern aus der lyrischen Subjektivität eine bestimmte, verschiedene Beziehung derselben auf die Außenwelt. Bei der dramatischen Poesie ist diese eine wesentlich andere, als bei

der epischen, und wer als Dramatiker Meister seyn will, der muß darauf verzichten, in der andern Art der Poesie sich auszeichnen zu wollen. Nur die didaktische Form mag am Ende allen Dichtern wieder so zugänglich seyn, wie die lyrische in der Zeit der jugendlichen Entwicklung.«

»Erlauben Sie mir jedoch, Ihnen Goethe ins Gedächtniß zu rufen,« sagte Junius. »Mich dünkt, es sey schwer zu sagen, welcher Klasse von Poesie er sich mehr zuneige.«

»Goethe,« versetzte Coucy, »hat, wie Voltaire, und mit mehr poetischem Sinn als dieser, den Versuch gemacht, nach der lyrischen Periode, die jeder Dichter erlebt, sich den verschiedenen Arten der Poesie gleich befreundet zu halten. Ob ihn dazu Irrthum, sey es über sich selbst oder der Schule,

verleitete, oder ob er wirklich eine neue Aufgabe lösen wollte, möge dahin stehen. Sichtlich aber hatte die Natur ihn zum Epiker bestimmt; der Charakter des Epikers spricht auch in seinen Dramen und daher sind diese wohl lesbar, aber nicht wirklich dramatisch. Sein Versuch hätte als Eigenthümlichkeit geduldet werden und jede schwächere poetische Kraft vor der Nachfolge warnen müssen. Statt dessen glaubte man, diese bloß scheinbare Universalität durch Schule ebenfalls zu erreichen und verflachte sich damit in poetische Charakterlosigkeit. Die bessern Dichter aber, wie F. Wagner, Fouqué, Hoffmann, Richter, Müllner, Raupach, Houwald, Grillparzer, blieben der Selbstbeschränkung treu und sicherten sich damit den festen poetischen Charakter, der jenen andern fehlt.«

»Und Sie meinen,« sagte Meister,

»daß ich wohl thue, mich auf die dramatische Poesie zu beschränken?«

»Eigentlich dieses,« versetzte Coucy, »daß sich bei Ihnen die Betrachtungsweise, die dem Dramatiker eigenthümlich ist, angefangen hat, zu bestimmen, und daß Sie nur nöthig haben, sie weder in die lyrische zurückfallen, noch in die epische abarten zu lassen. Ohne diese innere Bestimmtheit kann alle Bekanntschaft mit der Bühne das Dramatische nicht rein erzeugen. Goethe besitzt diese Bekanntschaft in vorzüglichem Grade, und doch sind seine dramatischen Werke insgesammt so episch, wie die von Klopstock und Wieland. Ich möchte aber noch weiter gehen und Sie auch vor der Gemeinschaft des Komischen und Tragischen warnen. Hier habe ich zwar Shakespeare und Calderon gegen mich; aber was jenen

beiden Heroen möglich war, zu verbinden, das ist nicht jedem andern Charakter eben so leicht, und die Mehrzahl der Dramatiker hütete sich deshalb weislich vor dem Versuche.«

»Es ist schwer,« wandte Meister ein, »sich freiwillig so zu beschränken. Ich habe mich nie im Komischen versucht und doch möchte ich's unverboten wissen, es einmal zu wagen.«

»Für Versuche stehen dem Dichter alle Fächer offen,« sagte Coucy, »er muß sich selbst daraus kennen lernen und bei vorzüglichen Geistern können solche Versuche, wenn auch nie musterhaft, doch beachtungswerth ausfallen. So versuchte sich Schiller im epischen Fach des Romans und Lessing im Dramatischen. Aber je größer die Bestimmtheit des poetischen Charakters wird, desto

entschiedener gestaltet sich der Charakter des dichterischen Werkes. Es ist zu bedauern, daß man fast aufgehört hat, an eine Poesie des Innern zu glauben, die aller schönen Produktionen Mutter ist. Dadurch lernte man die Formen überschätzen und fing bei der Leichtigkeit ihrer Auffassung an, den charakteristischen Geist derselben zu verkennen. Schon daß es Ihnen nie einfiel, sich im Komischen zu versuchen, könnte Ihnen jeden Versuch der Art ersparen, wenn Sie nicht etwa beabsichtigen, die innere Verschiedenheit komischer und ernster Weltanschauung aus eigener Erfahrung zu begreifen.«

»Ich glaube ebenfalls,« sagte Ludolf zu Meistern, »daß ich bei einem Lustspiele von Dir mehr Deine Studien, als Dich selbst wiederfinden würde, und das gerade halte ich doch für den schönsten Vorzug aller

Kunst, daß sie mit dem Werke auch den Sinn des Künstlers verewigt.«

»Gewiß,« antwortete Meister, »und ich würde es nicht der Mühe werth halten, an Kunstwerken zu arbeiten, wenn ich nicht an ein anderes Schöne glaubte, als jenes, das sich in den Produktionen ausspricht. Darum erkenne ich es als völlig wahr, daß das eigene Innere beim Dichter zuerst in derjenigen Form gebildet seyn müsse, die er späterhin seinen Werken gibt, und daß keine Gewandtheit in den äußern Formen die innere Unbestimmtheit vergüte.«

»Ihr seyd ein Paar brave Künstler,« sagte Junius, »und es ist wahrlich schade, daß wir morgen aus einander müssen. Ich habe die Leute so gern, die recht wissen, was sie wollen.«

Meister reichte dem trefflichen Manne

die Hand und wendete sich dann wieder gegen Coucy. Er war begierig, dessen Meinung ganz kennen zu lernen, wie denn ein Dichter gerade in Augenblicken der Zufriedenheit mit einem vollendeten Werke allezeit am aufgelegtesten ist, über sein inneres poetisches Wesen nachzudenken. Jetzt wünschte er zu hören, ob sein Freund auch zwischen dem Schauspiel und Trauerspiel eine innere Scheidung annehme?

»Das würde wohl zu weit gehen,« war Coucy's Antwort. »Das Tragische ist freilich von dem poetischen Ernst, der die Lieblichkeit nicht ausschließt, wesentlich verschieden; aber der Unterschied liegt, wie mir scheint, nicht in der Betrachtungsweise des Dichters, sondern rein im Objektiven. Der Weltgeist, der über dem Menschenleben waltet, vermag allein den Ernst desselben bis

zu einem Grade zu steigern, wo der Dichter sich erheben muß, um sich im Schönen zu behaupten, und das gerade halte ich für die Eigenthümlichkeit des Tragischen. Alle wahren Tragödien sind darum entweder der mythischen und wirklichen Geschichte entlehnt, oder doch auf Verhältnissen angelegt, die geschichtliche Wahrheit haben. Dem Dichter steht es nur zu, das Leben zu fassen, wie es ist, und seine höhere Ordnung zu rechtfertigen, wie er's glaubt. Je höher der Ernst steigt, desto mehr werden Täuschung, Affektation und das willkührliche Aushecken tragischer Situationen widerwärtig, und die geistreichste Erfindung verliert hier ihren Werth und verfehlt alles Eindrucks, wenn sie nichts weiter als Erfindung ist und eine ungerechte Anklage des Lebens einschließt.«

»Dergleichen,« sagte Ludolf, »scheint

mir aber jetzt sehr an der Tagesordnung zu seyn.«

»Es kann nur als Beweis gelten,« versetzte Coucy, »wie wenig man sich selbst zu bescheiden versteht. Der ernste Dramatiker faßt das Leben überall mit eignem Blick, aber er verändert seine allbekannten Grundzüge nicht. Wo sich dessen Ernst so weit steigert, daß die Schönheit in Todesgefahr schwebt, da ruft er das Erhabene zu Hülfe, und es erscheint entweder in dem Charakter des Helden, oder in des Dichters Glauben. Statt des Erhabenen aber die Subtilität oder statt des Glaubens den Aberglauben aufzubieten, das halte ich für unwürdig. Wer sich in den hohen Ernst so wenig zu finden weiß, der sollte wenigstens bedenken, daß er ihn auch schwerlich gut schildern werde.«

»Ich gestehe,« sagte Meister, »daß mir Ihre Meinung über die gleiche Betrachtungsweise des Dichters bei der Tragödie und dem sogenannten Schauspiel noch nicht klar ist.«

Coucy antwortete: »Wir nehmen bei dem Komiker eine komische Laune an, die ihn alles im eigenthümlichen Lichte betrachten läßt und sich im Werke nur spiegelt. Aber wir fodern von dem Tragiker keine tragische Gemüthsstimmung, die im Stande wäre, alles Objektive im tragischen Wiederschein hervortreten zu lassen. Ja wir halten dergleichen für unmöglich, da selbst der in diesem Punkte allein stehende Ossian seine Welt nur elegisch, aber nicht tragisch beleuchtet. Weiter als bis zum Elegischen geht die subjektive Stimmung des Dichters nicht. Vom Tragischen aber fodern wir nicht

diese elegische Stimmung, sondern bloß besonnenen Ernst für das ernste Leben, genau denselben hellen Sinn, wie ihn auch der Schauspieldichter bedarf, wenn er Charaktere und Situationen in ein genügendes Ganze verbinden will. Wo nur dieser Sinn ist, da wird das ächt Tragische schon hervortreten und ihm bemerklich werden. Denn ungleich dem Komischen und Elegischen, wurzelt das Tragische außerhalb dem Gemüth des Dichters und regt das Gefühl des Erhabenen und den Trieb, sich wetteifernd selbst zu erheben, seinerseits zuerst darin an.«

»Ihre Bemerkungen,« sagte Junius, »passen vorzüglich auf unsern Schiller.«

»Dem Wesentlichen nach,« antwortete Coucy, »halte ich Schillern für einen der größten Tragiker, die je gelebt haben, so wie

für ein Muster poetisch festen Charakters überhaupt. Man scheint sich fast zu fürchten, ihn so anzuerkennen, wie er es verdient, weil man vielleicht nicht ohne Grund besorgt, daß seine Individualität dann mehr Nachahmer, als seine Größe Nebenbuhler finden werde. Wer sich aber hier vorzusehen weiß, der wird Schillern in eben der Geltung als Tragiker beachten dürfen, wie Homer Epiker ist.«

Wilhelm meinte, dahin werde es bei den Deutschen so bald nicht kommen. »Nicht,« sagte er, »als ob ich Ihren mir noch zu neuen Behauptungen widerstreiten wollte; dazu würde eine schärfere Vergleichung unseres Dichters mit den übrigen Tragikern gehören. Aber es scheint mir eine Eifersüchtelei gegen seine außerordentliche Geltung um sich gegriffen zu haben, die so leicht nicht

verschwinden möchte. Seit Luther hat kein Schriftsteller dem Volke höher gestanden, als er, und wirklich sind diese Beiden in Geist und Sprache nahe Verwandte. Doch gerade darum fühlt sich der Neid aller derer aufgeregt, denen es weniger gelang, die allgemeine Billigung zu finden, und sie scheinen stillschweigend übereingekommen, in der Klasse derer, die eine höhere, weniger nationale Bildung in Anspruch nehmen, eine Gegenpartei zu gestalten, um den Foderungen des eigentlichen Kerns der Nation mit desto mehr Schein auszuweichen.«

»Lassen wir uns das nicht kümmern!« sagte Coucy. Die deutschen Hauptstädte streben immer nach dem Supremat des Geschmacks, wie es Paris über Frankreich behauptet, ohne dcch je gleich dieser es gewinnen zu können. Wahrscheinlich ist diese

Reibung zweier Parteien der Ausbildung deutscher Art und Kunst förderlich und seit Schiller der Nationalität derselben wieder Halt gegeben hat, bin ich um die Verflüchtigung der letztern nicht sehr besorgt.«

»Freund, auf welcher Seite wirst Du stehen?« fragte Ludolf Meistern.

»Mich dünkt,« sagte dieser, »es sey das Beste, den Geist der Nationalität mit der größeren formalen Kunst der andern Partei auszugleichen. Es läßt sich vieles von dieser lernen und ohne Gefahr, sobald man sich selbst klar bleibt; denn auch die Formen sind in der Poesie höchst wichtig.«

»Das war auch Schillers Streben,« sagte Coucy, »und er verdankt seine Leistungen dem Gelingen desselben.«

»Nun, so steure mit vollen Segeln ihm nach!« rief Ludolf.

»Wenn dergleichen nur nicht zu ängstlich geräth,« sagte Meister; »ich bin vor der zu genauen Beachtung eines einzelnen Vorbildes scheu worden.«

»Ei Freund,« war die Antwort, »darum rede ich ja gerade im Bilde einer Seefahrt. Der Ocean ist breit und die Wasserstraßen haben keine Gleise.«

Coucy gab dem Maler Beifall. Bei Schiller, meinte er, könnte nur die Form zur Nachahmung verleiten, viel weniger der Geist seiner Poesie; denn dieser sey vorzugsweise national und das Individuelle dabei stark untergeordnet. Alle besonnene Beachtung des letzteren führe also jede andere Individualität nur zu dem gemeinsamen Grunde der Nationalität, aber zu keiner Verwechselung ihrer selbst mit der fremden. Und nur dieses sey Nachahmung zu nennen.

»Ich gestehe,« sagte Junius, »daß die Nachahmungen der Schillerschen Sprache und Form mir ganz besonders zuwider sind und so geht es Vielen.«

»Ein Beweis,« versetzte Coucy, »daß gerade bei Schillern der Geist die Hauptsache ist und von jedem Gefühl dafür anerkannt wird. Sein lebendiger Reiz wirkt elektrisch auf jede empfängliche Seele, und einer Zeit, welche die Poesie auf das Reich der Formen beinahe beschränkte, war es zu vergeben, wenn sie diesen lebendigen Reiz nach ihrem ästhetischen Materialismus von der Form untrennbar und also mit dieser zugleich sich anzueignen glaubte.«

»Es ist am Ende doch Schade,« sagte Ludolf, »daß Anselm bei unserer Unterhaltung nicht zugegen war. Ich sehe eben, daß der Kahn über den See steuert. Gern

hätte ich gewußt, wem der geistreiche Mann beigestimmt haben würde.«

»Das ist ja ganz unmöglich zu errathen,« versetzte Junius lachend. »Aber dafür erwarte ich, daß er Dir wegen seiner Verbannung nach den unnützen Bergen eine Strafrede halten wird. Er muß sich die regnichten Tage durch dort schrecklich gelangweilt haben.«

»Nun, er hat doch durch seine Abwesenheit mindestens ein gutes Werk gestiftet,« antwortete Ludolf, »indem er uns ruhig und ordentlich zum Abschluß kommen ließ. Ich kann nichts weniger vertragen, als bei Abschieden, wo sich äußere und innere Verwirrung ohnedem genug häufen, einen müßigen, ungeduldigen Zeugen, der mit ewiger Einsprache beide nur vermehrt.«

»Fürerst,« sagte Meister hinausblickend,

»bleiben wir von seinen Vorwürfen noch verschont; denn ich sehe, daß in dem Kahne Niemand, als der alte, schweigsame Haushofmeister sitzt.«

»So wollen wir nicht länger zögern,« sagte Coucy, »damit wir drüben noch etwas Anderes bereden können, als euer Recht oder Unrecht gegen den Bergrath.«

Drittes Capitel.

Zu ihrer Verwunderung fanden unsre Freunde, als sie gegen Abend bei dem alten Freiherrn Raimund ankamen, diesen mit seiner Tochter allein. Anselm hatte am Morgen desselben Tages die Nachricht erhalten, daß noch Einiges in seinen bisherigen Verhältnissen zurückgeblieben sey, was seine Anordnung fodere. Da war er denn nach seinem alten Wohnorte vorausgegangen und ließ nun die Übrigen bitten, ihn mit einem kleinen Umwege von da abzuholen.

»Das finde ich recht von ihm,« sagte Junius: »er mußte seinem Charakter treu bleiben. Ich besorge nur, daß wir noch länger durch ihn aufgehalten werden, und solche Zögerungen auf einer einmal angetretenen Reise sind mir widerwärtig.«

Während man den Ankommenden alle Bequemlichkeit zu verschaffen suchte, erzählte Emma unserm Freunde ein Mehreres von dem Benehmen ihres Gastes. »Anfangs,« sagte sie, »hatte ich Sie und Ludolf in Verdacht, daß Sie uns den Herrn nur zugebracht hätten, um seiner los zu werden; dem Ludolf wenigstens könnte man dergleichen wohl zutrauen. Am ersten Abende, noch lange nachdem Sie zurückgekehrt waren, sprach er von nichts als Fabriken und Bergwerken, und ich hörte dabei ganz gern zu, weil er's so lebendig ausmalte, wie ge=

winnreich Beide für den Gutsherrn seyn müßten, wie leicht sich dann ein glänzendes Schloß aufbauen lasse, wie sich stattliche Gebäude überall erheben, und Regsamkeit und Wohlstand sich über das ganze Ufer immer weiter ausbreiten würden. Ich war gleich willig, am andern Morgen mit ihm auszuwandern, um die Schätze, die das alles bewirken müßten, zu suchen und das häßliche Wetter machte mich so wenig, als ihn selbst irre. Aber bald fing ich an, es zu bereuen. Wir kletterten ganze Stunden lang zwischen den Schluchten umher, ohne etwas anderes als Mergel zu finden und während er rechts und links abschweifte, überall die Erde besah und dann kopfschüttelnd weiter ging, führte er mit mir Gespräche, als ob ich ein zweiter Bergrath wäre, und von allem Gestein der Erde Be=

scheid wüßte. Ich gestand ihm zuletzt meine Langeweile an seiner Unterhaltung, aber statt sie zu verändern, bemühte er sich nur, mir von neuem die Nutzbarkeit der Mineralien auseinander zu setzen.«

»Das ist alles ganz gut, Herr Anselm,« sagte ich zuletzt ärgerlich; »aber was kann es uns nutzen, wenn Sie die Stelle, wo wir sie zu suchen haben, nicht zu finden wissen? Ich versichere Sie, daß überall, so weit des Vaters Besitzungen reichen, Mergel ist und wozu der nutze, wissen wir längst.« — »Ich muß selbst glauben,« war die Antwort, »daß Herr von Junius sich geirrt habe.« — »Also finden wir nichts?« fragte ich kleinlaut, »und die ganze Gegend muß nun bleiben, wie sie ist?« Er entschuldigte sich und meinte, wenn ich gern Bergwerke sehen wolle, so müsse ich nicht in die Ge-

gend reisen, in die er und die Andern hinzögen. Er erzählte mir nun viel davon und ich fand an seinen Reden von neuem mehr Geschmack. Ich bat ihn, von dem Bergwesen nur ganz still zu seyn und dem Vater fleißig von seinen Reisen vorzusprechen. Das hat er denn auch ehrlich gethan und wir haben uns von da an sehr gut mit einander vertragen.« — Ludolf war indessen zu ihnen getreten und sagte: »Also wirklich war er von seinem Bergbau still? Und Sie werden keine Gruben anlegen, keine Pochwerke, Schmelzhütten und Hämmer?«

»Anselm hat nur Mergel gefunden,« antwortete Wilhelm. »Ich glaube,« sagte Emma, »Sie thun ihm Beide unrecht; denn er redete von Ihnen mit der größten Wärme und bedauerte bloß, daß Sie keine einflußreicheren Geschäfte gewählt hätten. Übri-

gens gestand er, nie zwei junge Männer gefunden zu haben, die sich so zur Freundschaft mit einander eigneten, wie Sie Beide.« — »Man kann ihm nicht böse werden,« sagte Ludolf, »wenn er auch ewig derselbe bleibt.«

»Ich bin ihm sehr gut geworden,« fuhr Emma fort; »denn er hat dem Vater aufs nachdrücklichste zugeredet, daß er mich zu dem Grafen oder dem Baron senden solle, zu denen er selbst hinzieht. Er wußte die Nothwendigkeit, daß ich aus der Einsamkeit heraus müsse, so einleuchtend zu machen, und meines Vaters bedenkliche Einwendungen so schön zu widerlegen, daß ich mich herzlich freute.«

»Habe ich das nicht auch gethan, Liebe?« fragte Meister.

»Nicht so wie er,« war die Antwort. »Er versprach, alles Nöthige zu besorgen,

selbst meine fernere Erziehung zu beaufsichten und dem Vater von Zeit zu Zeit davon Nachricht zu geben.«

»Das will ich auch,« sagte Ludolf scherzend, »und verlange nichts dafür, als alle Vierteljahr von Ihnen einen Kuß.«

Sie wollte unwillig werden und fortgehen; aber er hielt sie zurück. »Also ziehen Sie wirklich mit uns?« fragte er.

Sie wendete sich gegen Wilhelm: »Reden Sie mit meinem Vater; wie Sie wissen, kann er zu keinem Entschlusse kommen und ich wollte doch gern, daß er einwilligte. Denn fort muß ich, das steht einmal fest. Wenn der Vater nicht bei seiner Zustimmung bleibt, so erzwinge ich sie, indem ich mich ohne dieselbe aufmache. Ich habe mit Herrn Anselm alles abgesprochen und er hat es gebilligt.«

»Welche Unbesonnenheit von einem gereiften Manne!« rief Meister aus. »Ich denke, Emma, Sie werden das Ungehörige eines solchen Schrittes bei einigem Nachdenken besser einsehen, als der gar zu gefällige Mann.«

»Ganz und gar nicht,« versetzte sie; »was wäre denn Ungehöriges dabei, in Gesellschaft von Männern, die, den einzigen Ludolf ausgenommen, alle ganz brav sind, eine Reise zu machen, in die der Vater wirklich gewilligt hat? Es kann ja alles gehen, wie er selbst will; reden Sie ihm nur zu, daß er bei seinem Versprechen bleibt.«

»Herzlich gern,« sagte Meister, »aber zuletzt muß sein Entschluß doch frei bleiben, und wenn er Sie nicht von sich lassen mag,

so bin ich durchaus entfernt, eine Eigenmächtigkeit zu entschuldigen.«

»Was wird mich das kümmern?« versetzte sie. »Aber nun halten Sie Ihr Wort gleich jetzt, daß Sie mit ihm reden.«

Meister trat zu dem Freiherrn, der mit Coucy und Junius ebenfalls über Anselms dringende Auffoderungen zur Überlassung seiner Tochter schon im Gespräch begriffen war. Mit seinem gewohnten Feuer hatte Anselm dem unbeweglichen Manne die unverantwortlichen Folgen seines Zauderns so lebendig vorgemalt, daß er wirklich für den Augenlick entschlossen gewesen war, in die gemachten Vorschläge einzugehen. Mit der Entfernung seines Gastes war indeß seine Unschlüssigkeit zurückgekehrt und er suchte sie auf alle Art zu rechtfertigen. Coucy billigte dagegen die Vorstellungen Anselms ganz,

und ermunterte den Vater, selbst seine Tochter hinzubegleiten, um sich von der Zweckmäßigkeit ihrer neuen Lage zu überzeugen. Auch Wilhelm trat nun dazu und befliß sich, diese Zureden zu unterstützen. Er suchte den wohlthätigen Reiz, den eine solche Reise für den Freiherrn haben müsse, auf das Empfehlendste zu schildern.

»Wie wäre daran zu denken?« sagte dieser kopfschüttelnd. »Mein Leben ist mit meinen Umgebungen längst wie zusammengewachsen und Herr von Junius weiß es, daß ich seit Jahren nicht einmal bis zu ihm, viel weniger noch weiter gekommen bin. In meinem Gute bin ich heimisch; überall begrüßt mich das Bekannte und gerade in dieser Bekanntschaft finde ich seinen Reiz. Wie nichts beklagenswerther ist, als ein heimathloser Mensch, den Niemand kennt, so

halte ich mich darum schon für glücklich, weil ich eine ruhige Heimath habe.«

»Recht schön,« sagte Meister; »aber gerade eine kurze Entbehrung derselben, würde Ihnen die Annehmlichkeiten der heimathlichen Ruhe doppelt süß machen.«

»Schwerlich,« versetzte Raimund; »ich finde mich in meiner Lage so zufrieden, daß ich sie nicht verändern mag. Und so schwer es mir werden möchte, meine Emma einmal entbehren zu müssen, so würde ich mich darin, wenn es ja nothwendig wäre, noch finden können. Nur mitzureisen, sie in fremden Umgebungen zu verlassen und dann ohne sie durch fremde Gegenden allein zurückzukehren, das halte ich nicht aus.«

»So bleibt nichts Anderes übrig,« sagte Meister, »als daß Sie sich entschließen, Ihre Emma gleich morgen mit in der Gesellschaft

und unter der Obhut meiner Freunde zu entlassen. Denn allein könnte sie später den Weg doch nicht machen, und auch nicht wohl in Begleitung eines andern Frauenzimmers, denn dazu scheinen die Zeiten zu unruhig.«

»Lieber Freund,« versetzte der Freiherr, »wie können Sie mir vorschlagen, mein Kind so schnell von mir zu geben? Und wie wäre das ohne alle Vorkehrungen ins Werk zu richten?«

»Die Vorkehrungen,« nahm die Tochter das Wort, »sind ja längst fertig. Erinnern Sie sich nur, lieber Vater, daß seit länger als einem Jahre Alles zu der Reise in Stand gesetzt ist, und auch mein Mädchen ist bereit, wenn es ihr jetzt gesagt wird, über eine Stunde mit mir abzureisen.«

»Kind, es geht wahrlich nicht,« antwortete der Vater; »Du quälst mich nur,

wenn Du noch weiter darüber sprichst. Was sich thun läßt, soll geschehen. Aber jetzt wollen wir von andern Dingen reden, da wir mit so lieben Freunden zum letztenmale zusammen sind.«

Wilhelm wurde über den alten Mann in Ernst verdrießlich und war geneigt, Emma's kecken Entschluß und Anselms Übereilung in seinem Herzen zu entschuldigen. Für sich hätte er es zwar nicht ungern gesehen, wenn das muntere Mädchen zurückblieb; denn was er bis zu Coucy's Rückkehr allein mit dem Vater anfangen sollte, der, von der Entfernung seines Kindes betrübt, nur noch einsylbiger werden mußte, das konnte er nicht denken. — Aber doch konnte er das Mitleid mit dem Mädchen nicht verläugnen, welches, von lebhafter Begierde nach der Ferne gereizt, die Aussicht

auf endliche Erfüllung ihres heißesten Wunsches so nahe sehen und dafür den ihrer Ausbildung so ungünstigen Aufenthalt bei ihrem unregsamen Vater noch fortsetzen sollte. Zugleich vermuthete er noch immer ein Interesse des Herzens bei ihr, das sie nur selbst noch nicht kenne, und dachte sich, daß Ludolfs Entfernung ihr besonders das längere Verweilen in einer, ihres lebendigsten Reizes beraubten Gegend verleide.

Er suchte Gelegenheit, mit Coucy allein zu sprechen, um ihm Emma's von Anselm begünstigten Plan mitzutheilen, in der Hoffnung, daß sein Freund vielleicht einen letzten Versuch machen werde, den Freiherrn zum schnellen Entschluß zu bringen. Aber die drei Männer waren schon in einem emsigen Gespräche über Verhältnisse des Landes, das für Coucy sehr interessant zu seyn

schien und welches er daher nicht stören mochte. In Gegenwart des Vaters konnte er ohnehin den unkindlichen Einfall der Tochter nicht verrathen wollen. Emma war hinausgegangen und Ludolf trat zu ihm, faßte ihn in die Arme und sagte: »Es sind nur noch wenige Stunden und ich geize mit jedem Augenblicke, wo ich Dich noch bei mir haben kann. Aber doch, — willst Du mir keine Briefe mitgeben?«

Wilhelm zuckte zusammen, wie sein so oft erwachter und immer mit Ängstlichkeit niedergekämpfter Wunsch ausgesprochen wurde. Ein schnelles Weh drang durch sein Herz und in sein Auge traten Thränen, während er stumm verneinte.

»Komm mit hinunter an's Ufer,« sagte Ludolf; »es wird mir hier zu wirr und Dir gefällt es im Freien auch besser.«

Sie gingen hinaus und wandelten eine Zeit lang Arm in Arm auf einem geebneten Pfade längs dem See. Der Mond schien fast voll auf das ruhige Wasser, das nur in leisem Murmeln ans Ufer spielte, und leichte Streifen neblichten Duftes schwebten über der Mitte.

Ludolf war in merklicher Bewegung und Wilhelm, dem es nicht anders erging, kam auf den Gedanken, daß sein Freund durch die letzten Gespräche und die nun gewisse Trennung von Emma so aufgeregt werde. »Wie nachtheilig,« fing er an, um das Schweigen zu brechen, »sind doch sowohl die unstäte Unbesonnenheit, wie sie Anselm hat, als die leider gar zu stäte Unschlüssigkeit des alten Herrn! Beide zusammen in einem wunderlichen Bunde haben diese Verlegen-

heit herbeigeführt, in der wir uns wegen Emma's befinden, und die ich so gern beseitigt sähe.«

»Laß das jetzt,« sagte Ludolf; »ich denke, sie wird sich zu helfen oder sonst zu fügen wissen und uns Beiden liegt jetzt etwas Anderes näher. Hast Du denn wirklich gar nicht zu schreiben?«

Wilhelm zuckte wieder zusammen, wie ein schmerzlich Verwundeter, der seine Wunde verbergen will und sich unversehens berührt fühlt. »Ich glaube, ich darf nicht,« sagte er leise, »und Du weißt ja wohl, warum?«

Ludolf stand und sah ihn an. »Und wenn Du an Mathilden nicht schreiben magst, warum denn nicht an die Gräfin, an den Baron? Es würde Dir selbst wohlthun.«

»Ach Ludolf,« sagte Wilhelm, »es ist mir gefährlich, an die guten Menschen nur zu denken, und ich sollte ihnen gar zu schreiben wagen? Oder an die Gräfin schreiben und den Schein annehmen, als hätte ich Mathildens vergessen? Vor Monaten konnte ich es noch, aber nun nicht mehr. Mir graut heimlich vor der Zeit, wo Du dort bist und ich nur um so öfter dort hinüber meine Gedanken schweifen lasse.«

»Und auch grüßen soll ich nicht?« fragte Ludolf.

»Tausend Mal!« sagte Wilhelm, »und aus meinem vollsten Herzen; aber schwören mußt Du mir hier, daß Du mich nicht verrathen willst, auch nicht durch die mindeste Andeutung meiner Dir freilich bekannten Gefühle.«

»Schwören will ich Dir gern,« antwor-

tete Ludolf, »daß ich mich nicht bedenken würde, für Dich ins Feuer zu springen, aber nichts weiter. Wäre es nicht zugleich Deinetwegen, ich zöge wahrlich nicht von Dir fort.«

»Ludolf!« sagte Wilhelm, überrascht von dieser Liebe und erwiederte herzlich die Umarmung. »Aber,« fragte er dann, »was hast Du vor?«

»Nichts,« versetzte der Maler, indem seine Stimme den Ton des Scherzes wiedersuchte, »wenigstens nichts, was Dich bedenklich machen könnte. Ich will nur gehen, sehen, und wenn ich weiter nichts kann, zu Dir zurückkehren, um Deine Gefühle, so weit ich es vermag, zu theilen.«

»Siehe,« fuhr er fort, »ich errieth Deine Stimmung, wie Du weißt, bald; Du suchtest ihrer mit Anstrengung Herr zu

bleiben, aber mir wolltest Du sie nicht einmal verbergen, und das war mir der erste gültige Beweis Deines Zutrauens. Ich fand Deine Entschlüsse schön, aber ich zweifelte, ob Du sie mit Klarheit gefaßt hättest, und darum veranlaßte ich Dich, ein Trauerspiel zu schreiben, von dem ich hoffte, daß es nicht bloß an sich gut werden, sondern mir auch, ja vielleicht Dir selbst erst das volle Verständniß über Dich öffnen würde. Beides ist geschehen, und nur weil Dein Werk als Dichtung so viel Reiz hatte, war es mir möglich, meine Gedanken bis jetzt zurückzuhalten. Aber die Stunden sind karg, und ich mußte Dich doch sprechen. Ich mußte die Gewißheit Deiner Freundschaft und Dein volles Vertrauen haben und Dir auch sagen, was ich vorhabe und meine. Sey überzeugt und nimm es als geschworen,

daß ich in Dir die Treue gegen Deinen Entschluß nicht wankend machen, noch auf zweideutige Weise beseitigen will. Was ich an Dir besonders achte, das will ich Dir nicht nehmen.«

»Es gilt Nataliens und Mathildens Ruhe,« sagte Wilhelm; »darum, Ludolf! enthalte Dich aller weitern Versuche und denke nur Deines Versprechens, mich nicht für immer zu verlassen. Im Frühlinge laß uns einander wiedersehen! O, wie wird es mir so wohl thun, wenn wir von neuem zusammen kommen und ich von Dir so vieles hören kann, und Du mich ganz verstehst.«

»Amen!« versetzte Ludolf, »und damit sey denn unser eigentlicher Abschied genommen. Vor andern Leuten habe ich gern, daß man sich ein wenig hart halte, damit alles bei erträglicher Laune bleibt.«

Die Freunde umarmten sich noch einmal und kehrten in das Haus zurück. Man hatte sie schon vermißt und mit dem Abendessen auf sie gewartet. Die Abreisenden wollten am andern Morgen frühe aufbrechen und sich deshalb zeitig schlafen legen. Doch saß man unter manchen Gesprächen bis gegen Mitternacht auf und selbst Emma, weit entfernt, einen Verdruß über ihre abgeschlagenen Wünsche oder Traurigkeit über den Abschied von Ludolf zu äußern, bemühte sich, die Unterhaltung zu beleben. Wilhelm übernahm es, den Transport der nachzusendenden Sachen zu besorgen, und Coucy versprach, in Zeit von einem Monat spätestens wieder bei ihm zu seyn.«

»Auf ein künftiges ruhiges Beisammenleben, ohne daß einer dabei fehle!« lautete der letzte Trinkspruch, ehe man aus einander

ging und selbst der alte Freiherr wagte, nach erhaltener Auffoderung, darin mit einzustimmen.

Viertes Capitel.

Als unser Freund am nächsten Morgen aufwachte, war es noch tiefes Dunkel und Alles im Hause still. Er eilte, in die Kleider zu kommen, und ging dann in den großen, alterthümlichen Saal hinab, um seine Freunde dort zu erwarten. Auch hier war es noch finster und auch keiner von den Dienenden zu hören. Er wollte nicht wecken; mit der eigenthümlichen Selbstsucht herzlicher Anhänglichkeit beschloß er, ruhig zu warten, um nur das Gefühl, daß seine

Freunde in seiner Nähe verweilten, noch einige Zeit zu genießen.

Er ging im Saale auf und ab und verfolgte mit seinen Gedanken den Weg, den er so gern mit ihnen gemacht hätte. Wo dieser sein Ziel hatte, da blieb auch seine Phantasie verweilend stehen und gerade die umgebende Dunkelheit gab ihren Vorstellungen nur desto mehr Licht. Mathildens holde Gestalt, in der Umgebung des Frühlings, stand vor ihm; er sah sie im blühenden Garten ihm entgegen kommen, ihm von fern zulächeln, ihn anblicken und die frischen Lippen bewegen, wie wenn sie zu ihm spräche. Flügel wären ihm in diesen Augenblicken das Liebste gewesen, um zu ihr zu eilen, und da fiel es ihm mit tiefer Wehmuth ein, daß er nicht einmal in Gesellschaft seiner Freunde auf mögliche

Weise zu ihr reisen dürfe. Auf einmal wurde ihm die Finsterniß, welche ihn umgab, wieder bemerklich und die Bilder erloschen. »Ach, ich werde sie nicht sehen,« seufzte er im Stillen, »jetzt nicht, und niemals! Zu sehr sind mein Herz und mein Wort einander entgegen und ihr Glück, wie mein Bewußtseyn hinderen jeden Gedanken an eine Ausgleichung zwischen beiden. Ich sagte es mir längst, ich hatte mich an das Entsagen auf das schönste Loos schon so gut gewöhnt. Warum kehrt denn diese elegische Kraftlosigkeit mit solcher erneuten Gewalt wieder? O, wollte der Himmel, die nächsten Stunden und Tage wären glücklich vorüber!«

Die Dämmerung färbte sich immer heller und es fiel ihm jetzt auf, daß sich noch Niemand von den Abreisenden einstellte.

Er sah Coucy's Diener über den Hof gehen und rief ihn an.

»Sie sind Alle gleich nach Mitternacht abgereist,« antwortete der Bursch auf seine Fragen. »Der junge Herr von drüben, Ihr Freund, gab es an, nachdem Sie zu Bett gegangen waren, und die Andern waren es zufrieden, weil er so inständig darum bat.«

»Treuer Ludolf!« sagte Meister, der seinen Freund sogleich errieth. »Aber,« fragte er, »warum bist Du nicht mitgereiset?«

»Mein Herr hat mir befohlen, hier bei Ihnen zu bleiben,« antwortete der Bursch; »ich soll in der Zwischenzeit für Ihre Bedienung sorgen.«

»Und dazu konntest Du Dich entschließen,« fragte Meister, »obwohl Du dort eine

Braut hast? Batest Du denn Deinen Herrn nicht, daß er Dich mitnehme?«

»Nein,« erwiederte Jener, »das hätte mir nicht zugestanden, und ich bleibe auch bei Ihnen recht gern. Aber,« setzte er hinzu, »ich will Ihnen Feuer besorgen und den Kaffee; sie schlafen hier in dem alten Hause lange.«

Er ging, und Wilhelm fühlte nun den Schmerz, von seinen Freunden geschieden und zurückgelassen zu seyn, in seiner ganzen bittern Unbehaglichkeit. Die ähnliche Lage, in der sich Coucy's Diener befand, vermehrte denselben nur; denn er beschloß, sogleich den guten Burschen den Vorausgezogenen nachzuschicken. Er nur konnte nicht folgen; er war der Unbeglückte, den eine abgeneigte höhere Gewalt allein unter allen seinen Bekannten und Freunden an dem

frohen Streben nach dem Ziele seiner Wünsche hinderte und zu einem Entsagen verurtheilte, das seinem Herzen unsäglich schwer wurde.

»Wenn Du willst,« sagte er zu dem wieder eintretenden Diener, »so magst Du den Abgereisten nachfolgen. Ich bedarf Deiner Hülfe nur etwa für diesen Morgen, um die von ihnen zurückgelassenen Sachen in Ordnung zu bringen. Dann kannst Du sie bei dem Bergrathe noch immer wieder einholen.«

Der Bursch sah ihn fragend an. »Hier finden Sie aber keine Aufwartung, die etwas taugt,« sagte er endlich zweifelnd und mit einigem Stolz, doch unvermögend, seine Freude ganz zu verbergen.

»Gar zu lange wirst Du ja nicht ausbleiben wollen,« versetzte Wilhelm, »und für

einige Zeit werde ich mich schon behelfen. Geh nur und sattle die Pferde und nimm Dir gleich mit, was Dir Noth ist; denn Du kannst nachher von drüben gleich näher reiten.«

Der frohe Bursch eilte hinaus. »Wie glücklich ich ihn gemacht habe,« sagte Meister, »und doch ist mir's, als ob ich ihn beneidete. Und ist nicht Jeder zu beneiden, dessen Glück so leicht zu schaffen ist, als das seinige?«

Bald darauf trat der alte Freiherr herein und äußerte seine Verwunderung, seinen Gast schon aufzufinden. »Ich hörte es so eben,« sagte er, »und eilte darum, zu Ihnen zu kommen. Nun lassen Sie uns ruhig beisammen bleiben und mit einander reden. Ich bedarf der Aufheiterung und

des Trostes. Mein unartiges Mädchen ist auch mit fortgezogen.«

»Was höre ich?« rief Meister; »doch geschah es mit Ihrer Zustimmung, hoffe ich.«

»Wie man's nun nimmt,« fuhr Jener fort. »Sie wissen, was wir gestern darüber redeten, und ich hielt alles für abgemacht. Abends war sie eine geraume Zeit auf ihrer Stube, ohne daß ich Arges dabei dachte; denn ich pflege ihr immer ihren Willen zu lassen, versteht sich, so weit es angeht. Nachher, wie Sie sich erinnern werden, war sie wieder bei uns und ganz munter, und ich freute mich, daß ihr die Grille vergangen sey. Aber stellen Sie sich vor, kaum hatte ich mich in meinem Bette niedergelegt und war am Einschlafen, als sie auf meine Stube kommt, vor mich hintritt und mir

sagt, daß sie jetzt fortreise und mir Lebewohl sagen wolle. Sie können denken, daß ich ihr Vorstellungen machte; aber sie wußte sich ganz gut zu verantworten und küßte und trotzte und bettelte so lange und versprach das Beste, bis ich ihr nachgab. So geht es mit den Kindern; sie machen immer Sorge und Kummer und ich kann nun die langen Winterabende ohne meine Emma allein sitzen.«

»Beruhigen Sie sich,« sagte Meister, »denn ich kann Ihnen jetzt wohl gestehen, daß ich besorgte, sie werde sich zuletzt auch ohne Ihre Einwilligung entfernen. Ich bewundere nur, wie sie in der kurzen Zeit alles zur Reise Nöthige hat einrichten können.«

»Sie hat schon lange daran gedacht,« erwiederte der Vater, »und ihr Mädchen,

das in allem mit ihr zuhielt, ebenfalls. Wenn aber ja etwas fehlt, so mag sie es sich anschaffen. Denn ich habe Herrn von Junius, der noch nach ihr hereinkam und mich fragte, ob ich meine Einwilligung wirklich im Ernst gegeben, die nöthigen Vollmachten ertheilt, um ihren Bedürfnissen abzuhelfen.«

»Schön!« sagte Wilhelm. »Eine Veränderung ihrer Verhältnisse ist für Fräulein Emma ganz gewiß heilsam, und bei ihrer Kraft und Klugheit dürfen Sie den besten Erwartungen von ihr Raum geben.«

»Das denke ich auch,« sagte Raimund. »Ich hatte, wie Sie wissen, schon längst auch beschlossen, sie irgend einer andern Familie anzuvertrauen; nur verzog sich's von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, weil immer Hinderungen da waren.«

»Nun,« versetzte Wilhelm, »ich stellte mir gestern nicht vor, daß Sie mit allem,

wie es nun gekommen ist, hintennach so zufrieden seyn würden.«

»Zufrieden?« fragte der Freiherr. »Bin ich es denn wirklich? Ist es nicht zu beklagen, wenn ein Vater so wenig von seinen Kindern hat? Ich muß mich nur freilich darin finden, weil es nicht zu ändern ist.«

»Mich dünkt,« sagte Meister, »es würde einige Zerstreuung uns Beiden gut thun. Ich habe die Effekten meiner Freunde zu besorgen; wollen Sie sich nicht entschließen, mich zu begleiten?«

Der Freiherr entschuldigte sich und Meister drang nicht weiter auf ihn ein. Die sichtliche Schwäche, mit der Jener sich in den Starrsinn seines eigenen Kindes fügte, nachdem er dessen dringendste Bedürfnisse und die ernstlichsten Vorstellungen darüber nicht beachtet hatte, war ihm gerade in seiner jetzigen Stimmung um so unangenehmer und räthselhafter, je unähnlicher sein

eigenes Gefühl diesem lässigen Gleichmuthe war.

Als er, bloß von dem Reitknechte begleitet, um die Ufer des See's nach Junius Landhause ritt, suchte er sich durch Beschäftigung mit diesen Gedanken zu zerstreuen. »Es scheint jeder Mensch seine eigene Art von Gefühl zu haben,« sagte er sich, »eben sowohl, wie seine eigenen Ansichten, und vielleicht entscheidet jene Gefühlseigenthümlichkeit für den Charakter mehr, als die Meinungsverschiedenheit. Und doch ist sie so überaus schwer zu begreifen! Wer könnte glauben, daß es möglich wäre, mit solcher Unempfindlichkeit allen Wechsel des Lebens zu ertragen, wie dieser alte Mann, und doch dabei vor der Unbequemlichkeit der kleinsten Veränderungen solche Scheu zu hegen? Wie widersinnig erscheint dieses dem Verstande, und doch wie innig und eigenthümlich verbindet sich beides in der Person dieses Raimund! So gibt es denn

Menschen, die gleich den Pflanzen, und fast so unbeweglich wie diese, leichter die größten Stürme, als die kleinste Veränderung des Orts vertragen! Wie mag es im Innern solcher Wesen aussehen? Sind sie vielleicht wirklich anders organisirt, oder ist der Organismus, der ihrem Geiste Regsamkeit gab, etwa nur durch Vernachlässigung oder Störung ins Stocken gerathen?«

Es fielen ihm die Indier ein, über die er unlängst Einiges gelesen hatte, und die durch Jahrtausende ruhig unverändert fortgehenden Sitten dieses merkwürdigen Volkes. »Das,« sagte er, »heißt sich dem Reiche der Vegetation so eng anschließen, wie es dem Menschen nur möglich ist, und wir staunen diese Neigung an und wissen sie nicht zu begreifen. Es ist, wie eine ganz fremde Natur, in die wir hineinblicken, und so geistreich und lieblich auch hier und da eine Einzelnheit uns erscheinen mag, so wenig werden wir doch je den Sinn, der

das Ganze durchdringt, erfassen und uns aneignen. Und der Himmel wolle uns davor immer behüten! Mag seyn, daß das Herz in diesem stillen Pflanzenleben ruhiger schlägt; aber nur der Erschöpfte, Abgestumpfte vermöchte es darum zu bewundern. Immer besser und auch edler, von der Lebendigkeit des Geistes auf's schmerzlichste bewegt zu werden, als diese Lebendigkeit selbst zu verlieren. Ich möchte mit diesem Freiherrn nicht tauschen, und wenn ich auch damit die ganze Last dessen, was mich peinigt, von meinem Herzen abwälzen könnte.«

Meister hing diesen Gedanken so sehr nach, daß er auf den Weg zu achten vergaß und von seinem Burschen sich erinnern lassen mußte. Wie er aufsah, bemerkte er, daß ihm die Scheidung der Straßen entgangen und daß er, statt der, welche nach Ludolfs Landgute führte, die andere eingeschlagen hatte, welche seine Freunde gezogen waren. Etwas beschämt bog er sogleich

von der Seite; er merkte wohl, daß sein Herz ihn über seinen Grübeleien zu dem unrechten Wege geleitet hatte. Um es dem Diener zu verbergen, sagte er ihm, daß er so eben über den gelassenen Sinn des alten Freiherrn nachgedacht habe.«

»Er ist wohl nicht immer so gewesen,« versetzte dieser. »Sein alter Haushofmeister erzählte noch gestern Abend, daß einst auf dem Gute ein sehr munteres Leben und der Herr selbst ein sehr aufgeweckter Mann gewesen sey. Aber das Unglück habe ihn mürbe gemacht.«

Meister fühlte sich abermals beschämt und wurde inne, daß seine aufgeregte Stimmung ihn ungerecht gegen einen Mann gemacht habe, der seine Theilnahme und ein milderes Urtheil verdienen mochte. Er schwieg. Da er die Gegend schon hinreichend kannte und sich zusammen nahm, so fand er sich leicht wieder auf die rechte Straße und kam zeitig auf Junius Landhause an.

Hier besorgte er mit Hülfe des von dem Besitzer zurückgelassenen verständigen Verwalters alles Nöthige leicht und schnell, während sein Diener Ludolfs Sachen ihm herbeischaffte. Schon früh am Nachmittage war er im Stande, diesen zu beurlauben und gab ihm die herzlichsten Grüße an Alle mit. Der frohe Bursch versprach, recht bald wieder da zu seyn, und sprengte eilig davon. Unser Freund sah ihm lange nach, und kehrte dann mit dem Gefühle der vollen Einsamkeit langsam um das andere Ufer des See's zurück.

Fünftes Capitel.

Der Aufenthalt, in welchem sich unser Freund befand, war eben nicht geeignet, um ihn zu zerstreuen. Die Burg des Freiherrn Raimund stammte sichtlich fast ganz, wie sie noch jetzt war, aus der frühen Vorzeit, in der so viele Ritterromane spielen. Sie bildete mit den Nebengebäuden ein gegen den See hin offenes Viereck und es fanden sich noch Spuren, daß auch diese Seite einst durch eine Mauer verschlossen war, in der bloß ein Thor gegen die Anfurth ausging. Landwärts lief in geringer Entfernung von den Häusern ein tiefer Graben um sie hin, der einst wahrscheinlich

mit Wasser gefüllt, aber gegenwärtig an beiden Seiten, wo er den See berührt hatte, zugeworfen war, um die Brücken zu sparen. Das Gutshaus oder die eigentliche Burg war von außen grau und finster, obwohl völlig im baulichen Stande. Die Mauern, von großen Bruchsteinen bis zur Höhe von zwei Stockwerken aufgeführt, waren breit und fest und die beiden Eckthürme, in die später nur wenige Fensteröffnungen gebrochen waren, zeigten von der Stärke des Widerstandes, welche der Bau in den Zeiten vor der Erfindung der Feuerwaffen gehabt haben mußte. Die Tiefe des inneren Raumes war überall gering, das Dach unverhältnißmäßig hoch und die meisten Zimmer, nur den untern Saal und diejenigen ausgenommen, die man später erweitert und gelichtet hatte, enge wie Klosterzellen.

Früher hatte Meister diese Beschaffenheit seines gegenwärtigen Wohnortes weniger bemerkt und gefühlt, und man muß ge-

stehen, daß solche alterthümliche Gebäude für den kurzen Aufenthalt eines bloß Besuchenden allerdings einigen Reiz haben, sich auch mehrentheils durch ihre malerische Lage von außen sehr gut darstellen, ohne daß man sich doch zu einem längern Aufenthalte in ihnen leicht entschließen möchte. Auch hatte Emma's Ausgelassenheit in die umgebende Stille und der schöne Herbst in den düstern Eindruck, welchen die Burg für sich allein machte, einen gedoppelten reizenden Contrast gebracht, der jetzt fehlte. Seit länger als einem Jahre an geistreiche, mindestens aufregende Gesellschaft gewöhnt, konnte unser Freund in Emma's Vater, der sich immer gleich blieb, jetzt um so weniger Ersatz finden für das, was er entbehrte, als dieser wohl gern unterhalten seyn mochte, aber selbst zur Belebung der Unterhaltung wenig beizutragen verstand.

Der alte Raimund hatte einen eigenthümlichen, aber lebhaften Geistern wenig

zusagenden Charakter, den wir in einzelnen Zügen schon kennen gelernt haben. Seine Kraft schien körperlich wie geistig erlahmt oder eingeschlafen und das Interesse am Leben zu einem Interesse für das bloße Daseyn herabgestimmt. In seinen Zügen, die viel Ebenmaß hatten, drückte sich Wohlwollen, aber keine Energie aus und in seinem ganzen Benehmen mehr Bequemlichkeit, als Behaglichkeit. Er war zum Guten überall willig, wo es ihm keine Mühe machte und zum Verkehrten nie, wo er nicht mit Anstrengung dazu gedrungen wurde. Auch überzeugte sich unser Freund bald, daß seine Untergebenen in keiner Weise von ihm gedrückt waren, sondern im Gegentheil nur gar zu sehr auf seine Nachsicht rechneten. Kein Pächter bezahlte die Gefälle ordentlich, kein Schuldner den Zins und unter den Dienenden war, den eisgrauen Haushofmeister ausgenommen, Keiner, der den allgemeinen Charakter der Lässigkeit verläugnet hätte.

Alle Gärten, Äcker und Anlagen erschienen versäumt, und wenn der Gutsherr auch je zuweilen sie besichtigte, und etwas erinnerte, so besserte dieses doch nichts. Denn es wurde darauf gerechnet, daß er darnach wieder lange genug ausblieb, um die ohnehin kraftlose Rüge schon selbst vergessen zu haben.

Ein solcher Charakter in diesen Umgebungen war nicht gemacht, Meisters Billigung zu erhalten. Er war vielmehr geneigt, die erste Veranlassung zu dem traurigen Schicksale der ältern Tochter eben in dieser Beschaffenheit des väterlichen Hauswesens zu vermuthen und er billigte es immer mehr, daß die jüngere sich mit Entschlossenheit davon losgerissen hatte. Wenigstens mußte er sich überzeugen, daß sie ihren Vater gut gekannt und nicht zu hart gekränkt habe. Denn außer einigen täglichen Klagen, die man ihres mangelnden Ausdrucks wegen kaum einer Antwort werth

hielt, zeigte der alte Raimund nichts, was auf eine Erschütterung des Herzens schließen ließ, oder nur von der ihm angewohnten Weise besonders abwich.

Die üble Laune führte unsern Freund bald weiter zu einer gar nicht günstigen Beurtheilung des ritterlichen Mittelalters. Die Ausarbeitung seines letzten Werkes, der Agnes Bernauer, hatte ihn schon vorab wieder zu dessen Betrachtung zurückgeführt und er hatte dasselbe, ziemlich in der herrschenden Weise, als eine Periode seltener Kraft und musterhaften Adels gedacht und gefaßt. Aber die melancholische Unbehaglichkeit, die er jetzt in der alten Burg empfinden mußte und nicht los werden konnte, änderte seine Vorstellungen davon für jetzt gänzlich um.

»Was ist es nun damit?« fragte er sich selbst. »Das deutsche Volk wollte, da es sich wieder fühlen lernte, gern eine mythische und heroische Zeit durchlebt haben, gleich andern Urvölkern. Die Spuren von

beiden sind auch unstreitig da, und möglich bleibt es immer, daß die Nationalpoesie beide einst so schön ausbilde, wie bei den Griechen. Aber auf die bisher versuchte Weise kann das nie gelingen. In dem Leben der einzelnen Ritter vermag ich das ächte Heldenthum nicht zu finden. Alles, was wir von ihnen wissen und bemerken, deutet mehr auf das widrige Gemisch von Rohheit und Furcht, wie es der Ungerechtigkeit eines Räubers, als auf den ruhigen, ehrenhaften Muth, wie er dem Helden eigen ist. Wie haben sich die vormaligen Bewohner dieser Burgen verschanzt, um sich und ihren Raub zu sichern und dem rächenden Grimm der gequälten Landeseinwohner mit höhnender Feigheit trotzen zu können! Wie hüllten sie sich in Stahl und Eisen, um die Geichheit der Waffen im Streite mit den Unterjochten zu hindern! Wie barbarisch rächten sie sich an den Unglücklichen, die in ihre Hände fielen! Und was thaten sie dagegen je, um

Wohlstand und Sittlichkeit unter dem deutschen Volke zu verbreiten? Nicht im Bunde, nein, nur im unendlichen Streit mit ihnen konnte sich der deutsche Bürger zuletzt heben, und nur nach ihrem Sturze lernte das Volk seinen Werth. Wahrlich, jene Zeit und ihre kleinen Tyrannen zu empfehlen, das setzt eine politische Lüge voraus, die sich der gesunde Nationalsinn nie wird aufreden lassen, und man sollte darum von dem vergeblichen Versuche endlich für immer abstehen. Nur in den größeren Verhältnissen seines alten Staatsgebäudes, nur in der Geschichte seiner Kaiser und rechtmäßigen Landesherren kann das deutsche Volk seine Heldenzeit finden und nur in dem Bürgerstande die Wurzel, aus welcher der neue Stamm hervortrieb! Hier tritt die Wahrheit mit der Phantasie des Dichters in Bund und es verläuft sich nicht alles in bloßen Schein.«

Es kam ihm der Stolz der alten Ge-

schlechter auf ihre Ahnen und auch der gutherzige Baron, der Vater Mathildens, in Sinn, der, obgleich ohne Stolz, doch an der Vorzeit mit besonderer Neigung hing. »Ja,« meinte er, »wenn der gesammte ächte Nachwuchs jener Raub- und Raufbolde sich bestrebte, die Unbilden der Väter dadurch vergessen zu machen, und wie übererbte Schulden zu tilgen, daß er alle ihn umgebende Menschen mit solchem herzgewinnenden Wohlwollen an sich zöge und zu beglücken suchte, dann könnte man ihm jenes grundlose Rühmen der Ahnen eben so leicht nachsehen, wie den guten Kindern eines bösen Vaters die kindliche Achtung vor dem, was dieser bloß ihnen war. Wo aber jene alten Verschuldungen dem hochfahrenden Sinne keine Verpflichtungen aufzulegen, sondern nur Vorrechte zu geben scheinen, da ist es kein Wunder, sondern Erweis einer höheren Weltordnung, wenn ein tragisches Schicksal zuletzt die sogenannt edlen Geschlechter über-

eilt, und schon die griechischen Tragiker haben dieses begriffen und darzustellen gesucht.«

Die angeborene Billigkeit seines Gemüthes und sein gesunder Sinn ließen jedoch unsern Freund bald inne werden, daß seine Verstimmung ihn zur Ungerechtigkeit im Urtheilen verleite, und er bemühte sich, dieselbe zu berichtigen. Dazu gab es, wie er wohl einsah, kein heilsameres Mittel, als eine regelmäßige, seine gesammte Geisteskraft in Anspruch nehmende Beschäftigung. Der Thätigkeitstrieb erleichtert bei jungen, kräftigen Menschen die Selbsthülfe der Natur ganz besonders, wenn diese durch irgend etwas in ihrem Gleichgewichte erschüttert ist. Aber so unmittelbar nach Beendigung seines letzten Werkes fand er, was wohl alle Dichter in gleicher Lage finden, daß es überaus schwer sey, sich sogleich in der Wahl einer neuen Aufgabe zu entscheiden, indem der eine Gegenstand dem vorigen zu

verwandt ist, um zu reizen, während der andere sich zu unähnlich darstellt, um sogleich begriffen zu werden. Diese Pausen in der Melodie des Dichterlebens sind überall nicht bloß lästig, sondern auch bedenklich, zumal wo der Dichter noch nicht geübt ist, sein Leben selbst mit poetischem Sinn zu fassen, oder wo ungünstige Verhältnisse ihn daran hindern. Und das Letztere wenigstens war jetzt bei unserm Freunde der Fall.

Er entschloß sich endlich, den alterthümlichen Bau, in welchem er wohnte, für seinen Freund, den Baron, aus verschiedenen Gesichtspunkten zu zeichnen, sowohl vom See her, wo sich alles am besten ausnahm, als von einigen Anhöhen des Ufers. Auf diese Weise dem Vater Mathildens sein liebendes Andenken zu bezeugen, fand er nicht bloß unverfänglich, sondern billig, indem er damit nur ein gegebenes Versprechen löste. Er folgte dem Einfall mit Freudigkeit, und gab sich außerordentliche Mühe, seine Arbeit

gut zu machen. Ohne die rauhe Witterung zu scheuen, ging er jeden Vor- und Nachmittag, wo es nicht regnete oder schneiete, hinaus. Über dem Arbeiten dachte er sich dann das künftige Schicksal seiner Zeichnungen, wer sie in die Hand nehmen, was man darüber reden, wie man seiner dabei gedenken werde, und er bemerkte es selbst nicht, daß diese Träume es waren, die seiner Beschäftigung den meisten Reiz gaben.

Um sich auch die langen Abende zu verkürzen, wo er sich der Unterhaltung des Freiherrn nicht wohl entziehen konnte, ließ er aus der Leihbibliothek der nächsten Stadt verschiedene Tragödien kommen, um sie seinem Wirthe vorzulesen, namentlich unter diesen die Schuld von Müllner, Grillparzers Ahnfrau, das Bild von Houwald und ähnliche Stücke, wie sie die neuere Zeit in ziemlicher Anzahl hervorgebracht hat. Entschlossen, sich in seinen Arbeiten auf das bestimmte Fach ernster dramatischer Dichtungen

zu beschränken, weil er sich nach seiner Erfahrung und dem Urtheil seiner Freunde dafür die meiste Anlage zutrauen durfte, wünschte er doch, dieses Fach ganz zu kennen und auszufüllen, und fand es darum wohlgethan, sich durch keine vorlaute Kritik in der gerechten Würdigung irgend einer besondern Form hindern zu lassen. Er stellte deshalb seit einiger Zeit gern das Verwandte in seiner Lectüre zusammen und befliß sich, zu einem selbstgeschöpften und klaren Urtheile über das Gemeinsame und Wesentliche jeder einzelnen Art hinzugelangen.

Die Weise, wie er in den erwähnten Werken die Idee des Schicksals auf einzelne adlige Familien angewandt fand, schien ihm keineswegs unglücklich, wenn auch mehrentheils noch etwas ungelenk. Sie entsprach ungefähr dem, was er nur erst in den letzten Tagen über den deutschen Adel gedacht hatte und schien dessen allgemeines Loos in einzelnen bestimmten Fällen zu

repräsentiren. Zugleich fand er eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der bei den Griechen vorherrschenden Form der Tragödie, wo auch mehr das Walten des Schicksals durch die Zeitfolge eines berühmten Geschlechtes, als dessen über einem Helden oder einem ganzen Volke schnell sich entladender Gewitterzorn die eigentliche Aufgabe bildet. »Soll,« sagte er, »das Tragische sich von der Völkerbühne, wo Heldengröße oder Nationalinteresse dem Schicksale zum Spruch stehen, in die engeren Kreise der Familie hinabbegeben, so kann nur in sehr wenigen Fällen sich die Theilnahme an dem Stück auf einen einzelnen Charakter oder auf eine einzeln hervortretende That stützen. Man muß die Weite der Zeit benutzen, um die Enge der Verhältnisse zu vergüten, und das eben unterscheidet die neuere Klasse von den früheren bürgerlichen Trauerspielen, daß dem Wesen des Adels gemäß dieses beachtet wird. Geschieht es mit Geschick, so ist dawider nichts

zu erinnern. Man darf Schillers Braut von Messina als das erste, muß aber Müllners Schuld unter den bisher erschienenen Werken dieser Art als das gelungenste betrachten. Doch würde zur vollkommenen Lösung des Problems ein noch gesteigertes Festhalten an der tragischen Idee gehören, woraus die sorgfältigere Verwahrung vor der Klippe des blinden Fatalismus und einer der Intrigue des Dichters wider seine eigenen Personen gar zu ähnlichen überkünstlichen Combination von selbst folgen würde.«

Dieses mag hinreichen, uns das Urtheil zu bezeichnen, welches sich bei Meistern über diese neuere Klasse von Tragödien ausbildete, während er die bekannteren derselben dem alten Freiherrn Abends vorlas. Dieser hörte dabei mit einer, von ihm nicht erwarteten Theilnahme zu. Seit einigen Jahrzehenden der Lectüre völlig entfremdet und mit dem gegenwärtigen Stande der Litteratur gänz-

lich unbekannt, zeigte er, wie der Reiz überraschender Neuheit auch auf minder anregungsfähige Gemüther wirke. Unsers Freundes lebendiger und sich überall leicht anbequemender Vortrag trug dazu das Seinige bei, und da der Letztere sich nach seiner Absicht auf Stücke beschränkte, die verwandten Geistes waren, so fand der Freiherr sich auch bald genug in deren Gedankengang hinein. Dieser harrte auf den jedesmaligen Beginn der abendlichen Vorlesungen mit Ungeduld; und der Haushofmeister, der die Rechte eines Hausfreundes behauptete und mit Wilhelms Erlaubniß zu den neuen Unterhaltungen hinzugezogen wurde, gab einen eben so aufmerksamen Zuhörer ab.

Über das Künstlerische bei den vorgelesenen Werken konnte unser Freund mit seinen zwei Gesellschaftern freilich nicht reden; aber desto mehr beschäftigte ihn ihre Persönlichkeit. Besonders trug die Gestalt des mehr als achtzigjährigen, in seinen Vor-

urtheilen und Gewohnheiten veralteten Dieners nicht wenig bei, seinen eigenen Antheil bei den Vorlesungen zu erhöhen. Ludolf hatte denselben einmal mit einer alten Hauskatze verglichen, die in einem so wüsten Bau unentbehrlich sey und immer noch mehr an diesem Bau, als an ihrem Herrn hange. Wilhelm aber fand sich durch ihn lebhaft an die alten Diener erinnert, die als Erzieher und Aufseher in den griechischen Dramen, und als Castellane in den neueren Stücken fast einen stehenden Charakter bilden, und auch so nothwendig hinein zu gehören scheinen, wie die Vertrauten in das französische Lustspiel. Denn wird es zur Aufgabe der Tragödie gemacht, anzudeuten, wie ein höheres Walten die Geschlechter und Zeiten mit ausgleichender Gerechtigkeit verbindet, so muß diese Zeitdauer selbst repräsentirt werden, und da ist das natürliche Greisenalter immer eine bessere Auskunft, als alte Documente, Gespenster, oder gar der ewige

Jude. Das interessante Problem dieser Rolle ist, das Veralten des Menschen und seines Werkes neben dem gleichen Beharren einer höheren Gewalt anschaulich zu machen, und der Dichter hat sie richtig gefaßt, wenn er sie in diesem Sinne behandelt.

Nach einigen Tagen erwachte in unserm Freunde ganz natürlich die Lust, sich selbst in der neuen Art zu versuchen. Mit seinen Zeichnungen konnte er nicht länger fortfahren, da der verweilende Aufenthalt auf den kühlen Wassern und den feuchten Anhöhen seine Gesundheit ernstlich zu bedrohen schien. Auch war er so ziemlich damit fertig. Dagegen hatten sich die Elemente für die neue Arbeit nach und nach wie von selbst zusammengefunden. Er hatte von der Idee, welche er dem Stücke geben müsse, eine sehr deutliche Vorstellung; das Wesen der besondern Gattung war ihm durch seine Vorlesungen und durch Erinnerungen an die Griechen allmählig klar ge-

worden; seine eigene Stimmung mußte ihm den rechten Grundton erleichtern und die Burg, so wie den Charakter des eigensinnigen, versteiften und dabei doch rechtlichen Alten konnte er ohne Bedenken unverändert benutzen.

Es fehlte ihm nur noch ein passender Gegenstand von historischer Sicherheit; denn vor der bloßen Erfindung war er bange, weil sie seine Vorgänger fast insgesammt zu dem einförmigen Verhältniß zweier einander widerwärtigen Brüder und zudem auf manche Reminiscenzen und Wunderlichkeiten geführt hatte. Aber die Weltgeschichte konnte ihm hier keinen Stoff bieten und mit dem Schicksale neuerer edlen Geschlechter war er nicht bekannt. Am liebsten hätte er den Stoff zu seiner Dichtung aus den auf Raimunds Burg und unter dessen Geschlechte selbst vorgefallenen Begebenheiten entlehnt, weil er damit eine desto größere Lebendigkeit und Sicherheit im Ton seines Stücks

zu gewinnen hoffte. Häufig war es ihm auch, als wenn in dieser Familie, deren Name nun aussterben sollte, während ihrer langen Dauer irgend etwas vorgegangen seyn müsse, das noch in der Überlieferung lebe und, mit Dichterphantasie behandelt, ihm dasjenige bieten müsse, was er suchte. Aber dem alten Freiherrn war so wenig, als seinem noch weit ältern Haushofmeister etwas abzulauschen. Die Erzählungen des ersteren bewegten sich insgesammt um die unserm Freunde schon bekannten und außer diesen nur um sehr gewöhnliche Erlebnisse, und zeigten wohl ein gewisses mittleres Maß von einer in der Jugend erhaltenen standesmäßigen Bildung, aber nicht den fernsten Schein von Anhänglichkeit an die Zeiten und Schicksale seiner Vorväter. Mehr erwartete Meister von dem alten Diener; denn er hatte bald bemerkt, daß der Glaube an Vorgeschichten, Ahnungen und Erscheinungen, besonders der weißen Frau,

in dessen Gemüthe fest wurzelte. Aber der Greis gehörte nicht zu derjenigen Klasse seiner Altersgenossen, die durch ihre Jahre geschwätzig, sondern zu der andern, welche dadurch schweigsam und mißtrauisch wird. Eigensinnig und unlenksam ging er Tag für Tag in dem eisernen Gleise der Gewohnheit und kein Widerspruch, selbst des Freiherrn, machte ihn darin irre. Die Vorlesungen Meisters hörte er mit großer Achtsamkeit an, und verrieth dabei mehrfach jenen eingewurzelten Aberglauben; aber dieses änderte in seiner wortkargen Laune gegen den Gast nicht das Geringste und dessen wiederholte Versuche, ihn zutraulich zu machen, hatten nur den entgegengesetzten Erfolg.

Endlich, bei der Vorlesung des Bildes von Houwald, fiel es unserm Freunde ein, nach dem Ahnensaal zu fragen, der in so manchen neueren Erzählungen und Trauerspielen eine so bedeutende Erscheinung macht.

Es war wirklich eine solche Bildersammlung da, wie in den meisten Stammsitzen alter Familien, und Wilhelm, der es für das beste Mittel erkannte, um von dem Geschlechte mehr zu erfahren, als der Freiherr und der störrige Alte ihm bisher mittheilen mochten, bat sogleich dringend, daß man sie ihm zeige. Man hatte die Tragödie ziemlich früh am Abend beendet und der Freiherr bequemte sich selbst dazu, den Wunsch seines Gastes zu erfüllen; der Haushofmeister wurde mitgenommen, um mit den nöthigen Angaben und Erklärungen auszuhelfen.

Das, was den Ahnensaal in der Burg vorstellte, war ein großer, breiter Gang im obern Stockwerk, der neben einer Reihe von Zimmern über die ganze Länge des Gebäudes sich ausdehnte und etwa die Hälfte der Breite desselben einnahm. Das Licht fiel von der Feldseite durch alte, enge Fenster; weil es aber Abend war, so mußte man den Stammbaum, der die schmale Seiten-

wand dem Hauptgange gegenüber einnahm, und die Bilder, welche über den Zimmerthüren hingereihet waren, durch die mitgenommenen Kerzen beleuchten.

Das Geschlecht Raimunds war wirklich, wie der Stammbaum auswies, sehr alt; sein erster bekannter Ahnherr hatte zu den Zeiten Kaiser Friedrichs des Ersten gelebt. Die Bilder aber gingen nur bis in den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts zurück. Die ältern waren schlecht gemalt und durch die schlechte Unterhaltung noch mehr entstellt; bei einigen hatten die Farben so nachgedunkelt, daß man bei dem zweifelhaften Kerzenschimmer nicht einmal die Umrisse deutlich erkannte. Meister, der hier keine Kunstwerke suchte, bestrebte sich nur, von dem Leben der abgeschilderten Verstorbenen irgend etwas Bedeutendes zu erfahren; aber die Kenntniß des alten Haushofmeisters ging über das Genealogische wenig hinaus. Nur aus der Zeit des dreißigjähri-

gen Krieges bezeichnete er das Bild einer Frau mit ausdruckvoller Zurückhaltung als das Conterfei derjenigen, welche den Adel der Familie durch ihren heimlichen Katholicismus und die dadurch veranlaßten verbrecherischen Handlungen verdunkelt, aber dafür gewiß auch gebüßt habe. Wilhelm vermuthete, daß sich hier etwas Interessantes verberge, und daß er in dem bleichen, trüben Anlitze die weiße Frau des Hauses erblicke; aber die kalte Zugluft des Ganges und sein schon seit einigen Tagen empfundenes Unwohlseyn ließen ihn jetzt schweigen. Er fing an zu wünschen, daß die ganze Besichtigung zu Ende komme und verschob die nähere Nachfrage auf eine andere Zeit.

Je mehr sich die Folge der Bilder der neueren Zeit näherte, desto erträglicher wurde die Arbeit, und desto genauer wußte der erklärende Alte Bescheid, so daß er auch alle Häuser nennen konnte, mit denen die Familie durch Heirathen verwandt geworden war.

Meister behielt aus diesen für ihn völlig unbedeutenden Nachrichten nur, daß eine Tochter der Familie vor etwa hundert Jahren mit dem Stammhalter des freiherrlichen Geschlechts vermählt worden war, welches er durch Lothar, die Gräfin und Natalien näher kannte. Er fühlte immer empfindlicher, daß ihn fror und wünschte heimlich dem Alten statt seiner jetzigen Gesprächigkeit, die bisherige Wortarmuth zurück. Doch glaubte er ihn um so weniger stören zu dürfen, da er ja selbst zuerst alles veranlaßt hatte.

Endlich waren sie an das Ende der Bilderreihe gelangt. »Hier ist unser gegenwärtiger Herr,« sagte der Greis, »der letzte seines Namens, und diese Beiden sind seine Töchter.«

Wilhelm erkannte bei dem Hinblick Ludolfs Pinsel und bestrebte sich zu guter Letzt, die Bilder mit aller Aufmerksamkeit, deren er fähig war, zu betrachten. Der Freiherr und Emma waren sprechend ähnlich;

das dritte Portrait, die unglückliche Tiefsinnige, zog ihn ebenfalls an durch Ausdruck und Schönheit und ein gewisses Etwas in Gewand und Zügen, was ihm bekannt schien. Er hob das Licht empor und betrachtete es genauer. Auf einmal wurde es ihm, als strömte alles Blut beengend nach seinem Herzen und vor seinen Augen wurde es dunkel. Er konnte nicht mehr irren — es war die unglückliche Mariane.

Die Masse sich einander drängender, höchst ungleicher Vorstellungen, die ihm im gleichen Augenblick alle gegenwärtig werden wollten, überwältigte seine Kraft. Nothdürftig behielt er so viel Besinnung, um seinen Begleitern zu sagen, daß er sich wegen der Kälte unwohl fühle und ein Fieber besorge. Darauf mit unsicherm, hastigem Schritt eilte er von ihnen fort nach seiner Stube und warf sich, heftig zitternd, auf sein Lager.

Sechstes Capitel.

Unser Freund hatte, wie wir berichteten, schon seit mehreren Tagen einige körperliche Unbehaglichkeit empfunden, als die Folge seiner häufigen Ausflüge ins Freie und seines ruhigen Verweilens auf dem See oder den feuchten Anhöhen. Aber bei seiner seit Jahren nie wankend gewordenen Gesundheit hatte er diese Mahnungen zu größerer Vorsicht nicht früh genug beachtet. Da er endlich aufmerksam wurde, und eine angemessenere Beschäftigung zu ergreifen strebte, warf der plötzliche, erschütternde Anblick von Marianens Bilde seine Kraft und Fassung nieder.

Wenn wir uns seine wahre Lage und die Art, wie er sie selbst betrachten mußte,

vorzustellen suchen, so können wir uns nicht wundern, daß seine kräftige Constitution in diesem Falle unterlag. Von der Entfernung seiner liebsten Freunde tiefer ergriffen, als er selbst es wissen oder sich gestehen wollte, von der Hoffnung auf Liebe durch eine unlösbar scheinende Verwickelung geschieden, gleich einem Verbannten in die Einsamkeit gewiesen und kaum vermögend, durch aufgegriffene Beschäftigungen sich die winterliche Einförmigkeit seines Aufenthaltes erträglich zu machen, zu dem allen noch körperlich unwohl — sah er plötzlich einen Schatten wie aus dem Grabe ins Leben zurücksteigen, der ihm einst am Anfange seiner Selbstbestimmung so verlockend erschienen war, den er mit der ersten Jugendwärme geliebt, der ihn betrogen, den er verlassen und doch so schwer und spät erst vergessen hatte. Erst seit dem Glauben an Marianens Tod war eine größere Ruhe in seine Brust zurückgekehrt; nun aber schwand dieser

Glaube wieder und sie erschien, zu dem traurigsten Loose verdammt, von neuem in den Reihen der Lebenden, um sich zwischen ihn und alle seine Ansprüche auf Liebe, männlichen Werth und Lebensanmuth zu stellen. Aus den frühern Mittheilungen ihres Vaters wußte er jetzt auf einmal, wie das Schicksal der Unglücklichen sich eingeleitet und entwickelt hatte. Er wußte, daß sie von edler Geburt, tief verirrt, immer doch noch für die gemeine Verworfenheit zu erhaben, und nun von den Banden der Geisteszerrüttung so eng umschlungen war, daß man auf ihre Wiederherstellung nicht mehr hoffte. Und er, der vielleicht zu diesem trüben Schicksale den meisten Anlaß gegeben, er lebte in demselben Hause, wo sie als Kind gespielt, das sie als Verlassene wiedergefunden, als Tiefsinnige durchirrt hatte! Ihr Bild hing noch da, einsam und unbesucht, wie sie selbst! Und er, schon so lange sein Unrecht wider sie bereuend und

so hart dafür gezüchtigt, er mußte jetzt, von der Krankheit an sein Lager gefesselt, hier verweilen, und konnte weder dem Orte noch der qualvollen Lebendigkeit der Erinnerungen entfliehen.

Der alte Freiherr und die übrigen Hausgenossen, welche den Zusammenhang nicht kannten, vermutheten, daß bloß eine starke Erkältung ihren Gast angefallen habe, und zu Anfang zeigte dessen Krankheit auch wirklich den gutartigen Charakter eines bloßen Flußfiebers mit erhöhter Reizbarkeit der Nerven. Wilhelm selbst lehnte eifrig jeden Vorschlag ab, einen Arzt herbeizurufen. Er suchte sich vor fremden Augen stark zu zeigen und behauptete, daß seine Natur sich schon selbst helfen werde. Aber die Anstrengung, mit der er die auf ihn eindringenden peinlichen Vorstellungen abzuwehren suchte, kostete ihn den Überrest seiner Kraft und wirkte überaus nachtheilig. Sein Schlaf wurde immer unruhiger und die

Phantasien auch im Wachen immer greller und lebendiger.

Am dritten Tage nach dem Vorfalle kam Coucy's Diener zurück. Er hatte sich selbst zur Eile getrieben, so daß er kaum einen Tag bei den Seinigen ausgeruht, und wunderte sich nicht wenig, Meistern so krank zu finden. Von Ludolf brachte er einen langen Brief, den wir, so sehr er uns unterbricht, doch des nöthigen Verständnisses wegen hier einschalten müssen:

»Um Dir gewiß alles Wichtige von unserer Reise zu melden,« schrieb der Freund vom ersten Tage der Abreise, »fange ich hier in Anselms bisherigem Wohnorte meinen Brief an und denke ihn auf dem Wege gleich einem Flusse wachsen zu lassen. Die Anderen sind eben ausgegangen nach dem nächsten Hüttenwerke und Emma hat sich ihnen angeschlossen. Ich denke eine Stunde mindestens für Dich allein zu bleiben.«

»Es war mir ganz wunderlich, da wir

in Nacht und Nebel von Dir fortzogen. Halb kam mir's vor, als ob alles nur ein Traum sey, und halb auch wieder, als ob unsere Trennung ewig dauern werde; so unklar mischten sich meine Gefühle. Endlich ging die Sonne auf. Wir waren schon ganz aus der bekannteren Gegend fort, und das war eben nicht gemacht, mich aufzuheitern. Doch uns Malern wird immer schon etwas wohler ums Herz, wenn wir nur Licht und Farben um uns her sehen, und ich fand, daß der Schnee die Berggegenden besonders gut kleidet. Einzelne Winterlandschaften waren wirklich schön und das Wetter frisch.«

»Hier der Ort hat mir dagegen jetzt so wenig, wie früher gefallen, und ich könnte mich hier nicht lange behaglich fühlen. Diese Häuserreihen zwischen den weißen Bergen erscheinen mir, wie wenn sie in ein offenes Grab gesunken wären und das Leichentuch darüber zugeschlagen werden sollte,

und die schwarzen Bergmänner gehen wie die Todtengräber in der weiten Gruft umher und arbeiten noch immer tiefer. Dazu fehlt dem Auge überall Freiheit und Überblick und das unablässige Pochen und Schnarren und Rauschen von allen den Werken näher und ferner, lautet wahrhaft unheimlich. So scheint es wenigstens mir; den Andern gefällt es hier besser, und Junius war kaum abgestiegen, als er schon diese und jene Anstalten zu sehen verlangte, deren Namen ich vergessen habe.«

»Wir dachten ganz recht, daß Anselm noch nicht fertig seyn werde. Er hatte die Jahresrechnungen einem Andern übertragen, der sie nicht in der vorgeschriebenen Weise machte, und so hat man sie ihm zur eigenen Ausfertigung zurückgesandt. Jetzt hat er die ganze Nacht daran gearbeitet und ist noch nicht zu Rande. Coucy und Junius wollen ihm heute Abend helfen. Wenn wir nur morgen fortkommen.«

»So eben kommt Philipp an und erzählt mir, daß Du ihm erlaubt habest, mitzureisen. Das war brav von Dir, obwohl ich Dich bedaure, daß Dir nun alles, sogar eine leidliche Bedienung fehlen wird.«

* *.

»Wir sind heute schon bis an den dritten Tag hier, und wenn wir so fortfahren zu reisen, so werden wir kein Ungemach von zu großer Anstrengung haben; aber die Veranlassung war eine besondere.«

»Den Weg hierher beschreibe ich Dir nicht; er ist ganz angenehm, hat aber, zumal im Winter, nichts Ausgezeichnetes und Du kennst ihn ja. Hier bezogen wir das von Euch (Dir und Coucy) im vorigen Sommer bewohnte Quartier, besahen uns darauf die Stadt und ihre Anlagen und gingen mit einander Abends in das Theater.«

»Unserer Loge gerade gegenüber befanden sich zwei Offiziere und eine Dame, die

uns nach unserm Eintreten mit sichtlichem Erstaunen betrachteten, und dann beim ersten Herabfallen des Vorhanges sich entfernten, ohne wiederzukehren. Wir sahen das Stück ruhig zu Ende; es war die Sappho von Grillparzer, die mir aber wegen ihres französisch-antiken Wesens gar nicht besonders zugesagt hat. Beim Nachhausegehen hatte ich jene Fremden schon ganz vergessen und wurde erst wieder an sie erinnert, als wir in unserm Gasthofe den jüngeren von jenen beiden Offizieren auf uns wartend fanden. Er wendete sich gegen Coucy und ich vernahm bald, daß er jener blonde Friedrich sey, der Bruder der Gräfin, mit dessen unergiebigem Charakter auch Du Dich einige Zeit plagtest. Das Bürschchen gebehrdete sich, als ob seine Lieutenantsjacke für seine fehlende Jahre gutsagte. Nach den ersten Einleitungen erklärte er, daß er in Auftrag des Hauptmanns Jarno, seines Begleiters, zu fragen habe, ob und wann

dieser dem Herrn von Coucy aufwarten dürfe, um sich über Einzelnes, was vorgefallen, näher zu erklären. Ich errieth, daß die Dame, die wir bei den beiden Männern in der Loge gesehen, die Baronesse sey, und daß sich's um eine Verständigung handle, welche Familiensachen betreffe. Unser Adalbert bestimmte eine Morgenstunde des folgenden (gestrigen) Tages, und der blonde Friedrich, wie ihn Deine Hefte nennen, bat sich hierauf selbst bei uns für den Abend zu Gaste.«

»Du weißt, daß er mir schon nach Deinen Papieren keine sonderliche Meinung von sich eingeflößt hatte. Zuerst in der Rolle eines kindischen Taugenichts umher vagirend, und dann, noch immer gegen Dich ein unreifes Kind, sich auf einmal in die Rolle des Lüderlichen werfend, konnte man nichts von Bedeutung von ihm erwarten. Aber entweder hatte es mich bestochen, daß er doch immer ein Bruder meiner

Gräfin war, oder ich hatte nicht veranschlagt, daß sich im Leben Alles bestimmter ausnimmt, als in einer ziemlich losen Schilderung auf dem Papiere. Genug, ich hielt mich bald überzeugt, daß er zu denen gehöre, die sich nur durch Stand und Stirn geltend machen. Emma's frisches, naives Wesen schien ihm zu gefallen, aber Coucy's Gegenwart legte ihm einigen Zwang auf. Er blieb den Abend über bei uns und bestrebte sich, durch seine Dir bekannte erlesene Art von Witz uns zu unterhalten. Ich wies ihn einige Male zurecht, was er sich ganz leidlich gefallen ließ. Anselm dagegen fand Geschmack an ihm, und auch Emma schien seine Munterkeit für etwas mehr zu halten, als ich.«

»Am gestrigen Morgen kam der Hauptmann Jarno, den ich nur kurze Zeit sah, indem ich ihn zu Coucy's Zimmer führte. In seinem freien Gesichte fand ich einige Spannung und Verlegenheit. Später hör-

ten wir, daß Coucy darauf bestanden, die Baronesse solle mit ihm zugleich die Verzeihung des beleidigten Gemahls brieflich nachsuchen und dabei ihre Willigkeit zur Auflösung der Ehe erklären, bis dahin aber sich von Jarno trennen und in unserem Geleite bis in die Nähe ihres bisherigen Wohnsitzes zurückkehren, um die Entscheidung ihres Gemahls zu erwarten. So weit ich die Lage der Dinge beurtheilen kann, dünkt mich dieses wirklich die beste Auskunft unter den möglichen; mich wundert nur, daß sich die Beiden ihr unterworfen haben. Nachmittags ging Coucy mit einem Notar zu ihnen, um die Entsagung der Baronesse, und was sonst nöthig seyn mochte, rechtsgültig aufzunehmen.«

»Der lockere Friedrich benutzte die Zeit, um sich bei Emma beliebt zu machen; zum Glück war es ihr aber eingeschärft worden, daß sie sich zu Junius, als ihrem Vormund, zu halten habe; was würden die beiden

ausgelassenen Menschen sonst für Anschläge gemacht haben!«

»Heute ist gepackt worden; Coucy empfing viele Besuche von Offizieren; Junius einige von Gelehrten; Anselm und ich disputirten derweilen auf unsere Weise und besahen die Stadt; Publikus ist leidlicher als je, da seine Veränderungslust befriedigt wird, abgerechnet freilich die geistige Hypochondrie, welche ihn in Freude und Mißbilligung stets zu weit treibt.«

* * *.

(Drei Tage später.) »Nur einige flüchtige Worte; denn wir kamen erst heute Abend hier an und werden morgen zeitig weiter reisen.«

»Dein blonder Friedrich würde mit uns gereist seyn, da man ihm, als einem Bruder der Gräfin, die Gesellschaft nicht wohl verweigern konnte. Aber er hat sich vermuthlich etwas herausgenommen, was Emma böse machte. Sie wich ihm sichtlich aus und

hielt sich nun wieder zu mir; seine Bemühungen, ihre Gunst wieder zu gewinnen, waren vergebens, und so achtete er's zuletzt für's Beste, uns ruhig ziehen zu lassen.«

»Die Baronesse fuhr mit Junius; sie zeigte sich in der Gegenwart Coucy's auf eine Weise verlegen, welche auf eine durch Scheu unterdrückte Liebe deutet. Einst muß sie sehr reizend gewesen seyn, als sie noch unbefangen war. Aber den Frauen steht der Mangel an Regelmäßigkeit der Wünsche nie so gut, wie je zuweilen den Männern; denn sie verbinden sie immer mit einer heimlichen Leidenschaftlichkeit, welche die Grundbedingung der Anmuth, das Gleichgewicht des Innern, aufhebt.«

* * * *.

»Morgen sehen wir Deine Geliebten; ich denke sie alle wirklich zunächst in Beziehung auf Dich. Ja, auch die Freundschaft hat ihre Rechte und ich bin sehr gesonnen, wenn ich einmal heirathe, meine Wahl so

zu treffen, daß jene nicht dabei leidet. Es gibt Zeiten, wo ich es für das Abzeichen großer Männer halte, daß sie die Freundschaft der Liebe vorziehen.«

»Der brave Romanus gedenkt Deiner noch und lässet Dich grüßen; ein Bürger aus der Zeit, wo die Bürger den edelsten Stamm des Volkslebens bewahrten. Ich kannte ihn von früher und fand, daß er meiner oft gedacht haben mochte. Seine Tochter ist bei Deiner Mathilde und nach den Briefen, die er mir zeigte, ein sich in Anspruchlosigkeit gesund und gediegen entwickelndes Mädchen. Der Vater scheint sehr geneigt, mit der Zeit auch hinüberzuziehen; es hält ihn nur das Zutrauen der Bürger seines Städtchens zurück. Die Baronesse wird hier verweilen, bis sie Antwort hat. Wahrlich, um die Frau thut mir's weh; denn bei allen ihren reichen Anlagen ist ihr nicht zu helfen. Der Baron war wohl am wenigsten ihr Mann und hat sie

schwerlich vermißt. Seinetwegen freue ich mich, daß er frei ist.«

»Es klopft mir mein Herz, indem ich bedenke, wen ich morgen sehen soll. Am meisten, vergib es, verlangt mich aber nach dem Anblick der Gräfin; denn bis hieher kenne ich nichts Liebenswürdigeres an Seel' und Leib. Deine Mathilde vermag ich mir noch nicht eigentlich lebendig vorzustellen; ihr Bild verschwimmt immer mit den Zügen der Gräfin. Aber morgen! Könnte ich doch mit Dir tauschen, damit Du an meiner Stelle wärest! Doch ich will Dein Herz nicht schwer machen.«

* * * * *.

»Jetzt angelangt! Aber wie es nun anfangen, daß ich Dir bis zu Philipps schneller Rückkehr alles melde?«

»Erst die schöne Gegend — wirklich in Weite und Wechsel und Begrenzung von der Art, daß Augen und Herzen wohl wird! Der prächtigsten wilden und zahmen Land-

schaften wird man müde und fühlt es beim ersten Anblick, daß das möglich sey. Die Gewißheit des Gegentheils empfindet man nur bei wenigen Ausnahmen. Hier aber hatte ich sie! Wie mußte hier alles seyn, da es Frühling und Meister hier war, dachte ich, und ich sage es ehrlich, Deine Abwesenheit war mir noch nie so leid gewesen.«

»Coucy war ernst und still und hielt sich zunächst zu mir; Junius war wie immer und ließ sich von Anselm geduldig vorerzählen, wie die Bergwerke und Fabriken hier und dort und drüben sich und die Gegend gestalten würden. Emma beklagte, daß die Reiselust ende, war aber im Ganzen doch mit der Gegend zufrieden.«

»Bald sahen wir den Park und dahinter des Barons Haus. Philipp war vorausgeritten und wir wußten, daß wir Alle finden würden. Nun aber möchte ich Deine Hand an meiner Feder haben und bin ungeduldig, daß es nicht mit der meinen aus-

reicht — und gerade diese Ungeduld wieder hindert mich, im Schreiben weiter zu kommen.«

»Alle standen vor der Thür; der Graf, der Baron und andere Männer; dann drei Frauen, unter denen ich die Gräfin sogleich erkannte. Sie hielt eine andere Arm in Arm, die ein Weniges größer war: Das ist Mathilde, dachte ich. Dann kam eine dritte, die ich für unser Ännchen erkannte. Es schwindelte mir vor den Augen, und doch, so wahr ich Dein Ludolf bin, bedauerte ich von neuem, daß Du nicht an meiner Stelle warst.«

»Coucy sprang zuerst vom Pferde und wurde als der allgemeine Freund empfangen; er war wie immer sich selbst gleich und ich beneidete es, wie an ihn, als festen Mittelpunkt, Alles anflog. Er stellte Junius vor, der sich bescheiden, dann Anselm, der sich ziemlich unbeholfen, und endlich mich vor, der sich wie ein Mensch benahm, der

mit drei Sinnen seine zwei anderen wieder sucht. Wirklich habe ich rein vergessen, was ich sagte, und weiß nur, daß ich von Dir Grüße bestellte und es in der Übereilung aussagte, daß ich Dich an meiner Stelle wünschte. Wie mir das entfahren war, wurde ich indeß doch stutzig und sah von der Gräfin auf Mathilden, deren Auge glänzte. Ja, wenn man Augen malen könnte, ich malte nichts als solche Augen! Nun aber ist unsere Kunst ohnmächtig, und wenn ich Dir ein gewisses Bild schicke, so male ich's mit fast verschlossenen Wimpern; denn ich würde es sonst aus Verdruß zerreißen.«

»Und meine Gräfin? Ich setze sie wahrlich Deiner Mathilde nicht nach; aber wie soll ich's anfangen, sie, die doch so deutlich verschieden sind, zu unterscheiden? Alles, was ich von der einen für Worte gebrauchen könnte, das gilt von der andern auch; nur hat die eine das alles weiblich,

was bei der andern jungfräulich erscheint. Ich habe es nicht aushalten können, sie recht genau anzusehen, daran mag vielleicht die Schuld liegen. Nächstes Mal gelingt es vielleicht besser, und ich will Dich darauf vertrösten. Nur muß ich doch noch sagen, daß ich immer von Dir erzählte und Alle mir zuhörten, bis ich endlich, von Junius erinnert, wegging, um an Dich zu schreiben.«

»Ich habe an diesem letzten Abschnitte schon anderthalb Stunden geschrieben, was Dir unglaublich scheinen wird; aber mein Blut ist zu bewegt; ich muß zu oft inne halten. Wilhelm — laß Dich hier so nennen — wenn irgend etwas mich noch enger an Dich binden konnte, so war es die Liebe, die Du hier gewonnen hast. Wärest Du hier, oder ich in diesem Augenblicke bei Dir, ich drückte Dich halb todt!«

»Eben kamen die Gräfin und Mathilde hieher zu mir und baten mich, Dich zu

grüßen; sie überraschten mich und und ich muß wunderlich ausgesehen haben. Aber wenn Du Phantasie hast, so denke Dir's, wie sie Beide ihre Bestellungen vorbrachten; ich vermag so etwas unmöglich zu schreiben. Nie fühlte ich stärker den Werth, Dein Freund zu seyn, als in diesem Augenblicke. Was ich antwortete, weiß ich nicht; aber wenn ich dazu verdammt werden sollte, lebenslang ein Sekretair oder so etwas zu werden, ich halte mein Dir am Ufer des See's gegebenes Wort.«

»Und nun schilt den Philipp, daß er nicht länger warten will; der gute Junge muß meinethalben durch die Nacht reiten und verlässet zudem seine Brant, die er kaum einen Tag gesehen hat.«

Siebentes Capitel.

Einige Tage früher würde dieser Brief des treuen Freundes unsern Meister wahrscheinlich außerordentlich erfreut und aufgeheitert haben. Jetzt konnte er nur dazu beitragen, die krankhafte Spannung seines ganzen Wesens zu erhöhen.

Schon der Anblick des Boten, der sie Alle gesehen hatte, an welchen sein Herz hing, erschütterte ihn und der letzte Abschnitt des Schreibens wühlte sein ganzes Inneres auf. Wie heiß und heimlich hatte er nach diesen Nachrichten verlangt! Im ersten Augenblicke konnte er der Gegenwart vergessen; er las die letzten Zeilen zwei, drei Mal hinter einander und die Stelle, wo bemerkt war, daß Mathilde ihn grüßen lasse, preßte er

fest und wiederholt an seine Lippen. Er strebte sich zu denken, wie sie ihren Gruß dem Freunde aufgetragen und sah sie in ihrer ganzen entzückenden Lieblichkeit vor sich. Ihretwegen freute es ihn, daß ihre Stiefmutter, dieses ihm widerwärtige Wesen, aus dem Kreise derer, die er lieb hatte, förmlich austrat, und er dankte dem Himmel, daß sie außer Stande war, ferner seine Mathilde zu quälen. Seine Mathilde! Ja sie war sein, das fühlte er tief und sein ganzes Herz schlug ihr in mächtigen Flammen entgegen. Auf einmal fiel ihm Mariane ein und wie von einem Wolkensturz überschüttet, fuhren die Flammen zischend aus einander; weg war seine ganze Fassung; er sank laut schluchzend zurück auf sein Lager und preßte beide Hände fest auf seine Augen.

Der sorgliche Diener wußte nicht, wie er sich dieses Benehmen denken solle; indeß erkannte er das Bedenkliche des Zustandes

und eilte, ohne seiner Erschöpfung zu achten, mit zwei frischen Pferden sogleich davon, um einen Arzt zu rufen. Als dieser nach einigen Stunden kam und den Kranken untersuchte, erklärte er, daß sich ein hitziges Nervenfieber bereits ausgebildet habe. Er verordnete die nöthigen Arzeneien und befahl nachdrücklich, den Leidenden keinen Augenblick allein zu lassen.

Anfangs schienen diese Befürchtungen übertrieben; denn Meister zeigte sich nach der Entfernung des Arztes zwar sehr matt, aber völlig besonnen. Er fing an zu weinen, da er Ludolfs Schreiben wieder in die Hand nahm und beklagte sich bitterlich über die Härte des Schicksals. »War es nicht genug,« sagte er, »daß ich meinen Leichtsinn und den Ungehorsam gegen meine Eltern mit der herbesten Enttäuschung, mit einer tödtlichen Krankheit und dann mit der Verkümmerung einiger der besten Jahre meiner Jugend büßte? Muß, um die Marter zu

wiederholen, die unglückliche Gestalt, die ich längst von den Mühsalen des Lebens frei wähnte, wieder wie aus den Reihen der Todten an den Tag zurücktreten, damit sie mir den letzten Trost des Unglücklichen nehme, den Stolz, daß ich mehr leide, als ich verdiene? O es ist hart von dem Schicksale, daß es mir tückisch auflauerte und seinen rächenden Groll auffsparte, bis es ihn jetzt recht verderblich äußern kann! Mich gerade jetzt zu überfallen, wo ich dem sonnigen Lande, der reinen, beglückten Liebe ohnehin das herzzerreißende Lebewohl gesagt hatte, wo ich nichts mit mir nahm, als das Gefühl des eigenen Werthes, und an der stillen Sammlung meiner Kräfte mich, wie ein Verwaiseter an seinen Kindern, zu trösten suchte! Mir da, wo die Zufriedenheit mit mir selbst mein einziger Halt war, diese letzte Stütze zu entreißen und mir's einzuschärfen, daß derjenige auch auf dieses letzte Glück noch kein Recht habe, durch den

ein anderer Mensch sein ganzes Glück verlor!«

Er versank in Nachdenken und saß eine Weile durch still. Dann fiel ihm ein, wie er jene, seine Fassung und Kraft niederwerfende Entdeckung so unbewußt und doch so geflissentlich selbst herbeigeführt habe. »O was ist der Mensch,« rief er, »daß er sich vermisset, in kindischem Vorwitz nach dem Gange der Weltordnung zu forschen und mit ihren dunkeln Räthseln zu spielen! Wie neugierig drängte ich mich zu den Geheimnissen dieses Geschlechtes, um irgend eine sichtliche Spur des darüber waltenden Schicksales zu erspähen! Wie thöricht lüstern war ich nach einem wirklichen Erweise seiner Offenbarungen! Ach, ich ahnte nicht, daß ich seinen Blitz auf mein eigenes schuldiges Haupt niederzog, um zu lernen, daß es nicht mit sich spielen lasse.«

Seine Gedanken wurden immer lebendiger, obwohl er sie nicht alle laut dachte.

Es kam ihm eine Äußerung des Abbé's wieder in Erinnerung, die er vor Jahren gehört und oft von neuem bedacht und die seinen frühern Unglauben an alles, was sich vernünftiger Weise Schicksal nennen lasse, besonders begründet hatte *). »Armer Mann!« sagte er schmerzlich lächelnd, »bei all Deiner angemaßten Überlegenheit warest Du in noch größeren Mißverständnissen befangen, als ich. O unsre lebhaften Neigungen und der Wille des höhern Wesens, der die Weltgerechtigkeit schützet, sind leider nicht so nahe verwandt, daß sich jene diesem unterschieben ließen. Nein, sie stehen in einem Gegensatze, den nur die Unterwerfung versöhnt oder die Strafe an uns rächt — und gerade diese Abhängigkeit, die wir vergeblich läugnen, wenn wir sie auch nie begreifen, gerade die ist das Schicksal und

*) Lehrjahre Th. 1. Cap. 17. S. 171 der Unger-schen Ausgabe.

seine Vollmacht über uns! Ich habe es nun kennen gelernt, das Furchtbare, und wenn ich je wieder dahin komme, es zu vermögen, so will ich seine Majestät in ein so helles Licht setzen, daß Du, und Alle, die es verkennen, zitternd daran glauben und es schaudernd preisen sollen! Hingegeben seiner geheimen Vehme habe ich das volle, ach von keinem Glücklichen je beneidete Recht dazu!«

Die geistige Anstrengung, welche diese Gedankenreihen den schwachen Kräften unseres Freundes kosteten, zehrten diese immer mehr auf. Bald verriethen einzelne irre Reden und Spuren voller Geistesabwesenheit, daß der alte, erfahrne Arzt nicht unrecht geurtheilt habe. So verlangte er einmal heftig nach Marianens Bilde und da man in Unkenntniß des Zusammenhanges, den dasselbe mit der Krankheit hatte, nichts Bedenkliches dabei fand, ihm dasselbe zu bringen, so ergriff er es mit Hast, schauderte, stierte es darauf lange mit zusammengezo-

genen Augenbraunen an und beschwor dann den alten Freiherrn, seine Tochter herbeizuholen, damit er ihr vor dem Priester seine Hand reiche. Auf einmal brach er in Thränen aus und rief Mathildens Namen mit herzdurchschneidendem Tone, und ihr und aller Lust und Freude ein erschütterndes Lebewohl. Nach solchen Paroxysmen folgte gewöhnlich eine tiefe Ermattung, in der er einschlief, um für neue Anfälle Kräfte zu sammeln.

Einige folgende Tage durch war das Übel so schlimm, daß selbst der Arzt einen bösen Ausgang fürchtete. Die Fieberphantasien entbehrten alles Zusammenhanges und die Besinnung schien ganz verloren. Die Gedanken, mit denen er sich zuletzt beschäftigt hatte, spielten in grellen Bildern vor seiner Seele und weder der alte Raimund, noch sein Haushofmeister durften sich dem Lager nahen, wenn sie seinen Zustand nicht verschlimmern wollten. Das Gemälde mußte man ihm heimlich entwenden, während er

schlief, weil er es nicht lassen wollte und doch sein Anblick ihn jedesmal aufs heftigste wieder erschütterte. Als er erwachte, blickte er umher, als ob er etwas suche, aber er schien sich nicht besinnen zu können, was es sey. Der treue Diener wich in dieser Zeit der Gefahr weder bei Tag noch bei Nacht von seinem Lager.

Allmählig brach sich die Heftigkeit der Krankheit und die Besinnung kehrte zurück. Aber nun stellte sich ein anderes Übel ein, das in seinen Wirkungen noch bedenklicher werden konnte, nämlich eine Schwermuth, die sehr nahe an Tiefsinn gränzte. Im Bette sitzend und das Haupt auf die Hand gestützt, sah er mit stieren Augen vor sich nieder und überhörte jede Anrede, von wem sie auch kommen mochte. Nur zuweilen seufzte er tief auf, und dann pflegte er empor zublicken und die Anwesenden still und wie über ihre Gegenwart befremdet anzusehen. An dem Zusammenhange, mit dem er

zu andern Zeiten sprach, ließ sich wohl erkennen, daß sein Verstand an sich hell war und in jenen Perioden des Hinbrütens nur in die Tiefe seines Schicksals sich verloren hatte. Er redete dann mit anscheinender Ruhe von der unglücklichen Blindheit des Menschen, die ihn mit Verderben umgarne, während er voll Leichtsinnes nach der Freude hasche. Aber gerade die tonlose Kälte seiner Stimme, wenn er über dergleichen sprach, hatte etwas Furchtbares und Erschütterndes, besonders da er mit einer feindseligen Bitterkeit die schneidendsten Ausdrücke und die grellsten Bilder zu suchen schien, um seine Hoffnungslosigkeit und seine Schmerzen zu bezeichnen.

Es war an einem Morgen, wo sich nach einer ruhigern Nacht eine größere Frische in seinem Wesen einstellte und er zuerst das Bett verlassen hatte, als der Arzt hereintrat, und nach den nöthigen Erkundigungen ihm sagte: es sey ein Kaufmann da,

welcher ihn früher gekannt zu haben versichere. Wenn es ihm Unterhaltung gewähre, so finde er kein Bedenken, ihn hereinzuführen. Nur empfehle er Ruhe.

»Das ist Werner!« rief Wilhelm mit dem Versuche, sich zu erheben; aber er sank erschöpft in den Lehnstuhl zurück. Der Arzt bat wiederholt um die möglichste Ruhe. »Lassen Sie ihn kommen,« sagte Wilhelm; »er ist der Einzige, dem ich alles mittheilen kann; es ist mein Schwager.«

Der Arzt ging hinaus und führte den Fremden herein; aber es war nicht Werner. Wilhelm sah ihn eine Zeit lang zweifelhaft an; aber er konnte sich der Person nicht erinnern. »Mein Kopf ist noch so wüst,« sagte er, »vergeben Sie, wenn ich nach Ihrem Namen frage.«

»So kennst Du mich wirklich nicht mehr?« sagte der Fremde, »auch dann nicht, wenn ich Dich an den Namen Laertes erinnere?«

»Ach freilich!« versetzte Meister und wunderte sich nun selbst, daß er das ziemlich bezeichnende Gesicht nicht wieder erkannt hatte. Aber der alte Freund war stärker und gesetzter geworden, sehr fein gekleidet und in seinem Benehmen männlicher. Auch die Zahnlücken, die ihn am leichtesten kenntlich gemacht hätten, waren sehr künstlich ausgefüllt.

»Ich sehe, Du wunderst Dich, mich so verändert zu finden,« sagte er selbstgefällig. »Da das Reden Dir schwer werden dürfte, so will ich Dir denn zuerst berichten, was von mir zu sagen ist. Wie ich hoffe, sprechen wir uns in der künftigen Zeit öfter und dann erwarte ich auch die Mittheilung Deiner Erlebnisse.« Er erinnerte nun Meistern zunächst an jene Zeit, wo sie zuletzt einander gesehen hatten und an seine eigenen damaligen Verhältnisse. »Du wirst noch wissen,« sagte er, »daß ich gerade damals mein Glück durch eine sehr anständige

Heirath machen konnte und nur von meinem gründlichen Haß gegen das weibliche Geschlecht mich daran gehindert fühlte. Jetzt gingst Du von der Truppe ab, auch Philine war schon etwas früher verschwunden und Serlo fand bei der übereilten Gemeinschaft mit Melina seine Rechnung so wenig, daß er unsere Besoldungen mit eins heruntersetzen wollte. Das alles und mehreres verleidete mir meinen Stand und ich suchte das schon abgebrochene Verständniß mit meiner Braut wieder anzuknüpfen. Ihr Vater, ein reicher Kaufmann, hielt mich für fähig genug, sein Geschäft in Kurzem begreifen zu können und verstand überdem den Willen seines einzigen Kindes nicht zu lenken. Gegen das Versprechen, daß ich auf dem Comtoire fleißig seyn und das wohlerworbene Gut fein zusammenhalten, aber an das Theater nie mehr denken wolle, gab er seine Einwilligung. Ich zog zu ihm ins Haus und, wie's zuging, weiß ich nicht, kaum

hatte ich mich an Geldvorrath und Wohlstand gewöhnt, als eine wahre Begierde nach dem Erwerb mich ergriff. Es scheint wirklich in dem Gelde etwas Diabolisches zu stecken, daß es ein freies Herz so geschwind bestricken kann. Wer kümmerte sich weniger darum, als ich, so lange es mir fehlte? und nun wurde ich auf einmal, zwar nicht geizig, aber doch so erwerbsüchtig, daß mein Schwiegervater einen wahren Schatz in mir gefunden zu haben glaubte. Meine Frau war ein gutes, anspruchloses Mädchen, das sich in die sogenannten feinen Gesellschaften unseres Standes trefflich zu schicken wußte, sich gern hübsch kleidete, auch Bücher las und einen wohlbesetzten Tisch liebte — lauter Dinge, bei denen ich nicht das mindeste zu erinnern hatte. Und so lebten wir von damals bis jetzt in dem allerbesten Einverständnisse.«

Laertes fuhr hierauf fort zu erzählen, daß er nach dem vor etwa einem Jahre er-

folgten Tode seines Schwiegervaters seinen Wohnort verändert habe, seiner Frau zu gefallen, der es anstößig war, daß man ihren Mann daselbst als vormaligen Schauspieler kannte. Er hatte sich in der Residenz niedergelassen und seine Geschäfte immer weiter ausgedehnt. Jetzt hatte er eine bedeutende Lieferung übernommen, da auf die als gewiß betrachtete Erneuerung des Krieges die ansehnlichsten Rüstungen gemacht wurden. »Ich muß mein Geschick preisen,« sagte er, »wenn ich daran zurückdenke, wie uns dazumal die kriegerischen Unruhen fast zum Verhungern und ein anderesmal sogar gewaltsam ums Leben gebracht hatten, und wie ich jetzt dagegen in ihnen so gut und noch besser wie im tiefsten Frieden meinen Wohlstand fördern kann.«

»Freilich,« sagte Wilhelm, der sich zu schwach fühlte, um mit seinem alten Freunde jetzt über diese Ansichten einen Wortwechsel

anzufangen. »Wenn nur der Geist nicht dabei leidet.«

»Nichts weniger,« versicherte Laertes. »Ich hoffe, Dich bald bei mir in der Stadt zu sehen und dann magst Du selbst Dich überzeugen, wie ich mit den Gebildetsten darin Schritt zu halten weiß. Das ist mein Hauptanliegen an Dich, daß Du recht bald wieder zu Kräften zu kommen suchest, um für einige Zeit zu mir zu ziehen, wo Du Dich bald vollkommen erholen und die vergnügtesten Tage mit uns verleben wirst. Serlo ist dort Director eines der beiden Theater, und wenn Du noch Deinen alten Liebhabereien anhängst, so wird es Dir angenehm seyn, ihn zu finden. Er ist noch wie sonst; aber seine Leute sind insgesammt andere und obwohl er neben dem Hoftheater nicht recht aufkommen kann, doch um es aufrichtig zu gestehen, weit bessere, als zu unserer Zeit. Ich kam zufällig hierher, um mit dem alten Freiherrn einen bedeutenden

Contrakt abzuschließen und war nicht wenig überrascht, als ich von dem eintretenden Arzte Deinen Namen nennen hörte. Ich fragte und konnte bald nicht mehr zweifeln, daß Du darunter gemeint warst. Leider bist Du noch wohl zu schwach, um in meinem bequemen Wagen mich sogleich zu begleiten. Aber Du magst selbst den Tag bestimmen, wo ich ihn Dir senden oder, falls ich irgend kann, Dich selbst mit meiner Frau abholen soll. Hier auf dem Lande, mitten im Winter allein zu sitzen, während sich in der Residenz die Lustbarkeiten drängen, ist wirklich traurig, zumal da die muntere Emma, die Dich sonst wohl festgehalten hätte, wie ich höre, auch fort ist.«

Er schwieg, um Meisters Antwort zu vernehmen, aber statt der dankbaren Annahme, die er für seine freundschaftlichen Erbietungen erwartete, sah er seinen Freund in ein finsteres Hinbrüten versunken und unverwandten Blickes zur Erde sehen.

Seine wiederholten Fragen blieben ohne Antwort und da er nicht hinreichend von dem Zustande des Kranken unterrichtet war, um darauf Rücksicht nehmen zu können, so entfernte er sich stillschweigend, als der Arzt wieder eintrat.

Laertes war, bei allem Mangel an hervorstechenden Talenten und einer merklichen Eitelkeit, doch gutmüthig und verständig genug, um seines Freundes nicht sogleich zu vergessen, sondern mit Ernst an die Erforschung seines Übels zu denken. Daß dieses im Gemüthe wurzele, urtheilte er recht. Er wendete sich deshalb an den Freiherrn, um die Veranlassung der Krankheit kennen zu lernen, und hörte von diesem, daß Wilhelm gerade bei den letzten Bildern des Familiensaales sich zuerst über Unwohlbefinden beklagt habe. Es fiel ihm ein, das Gemälde selbst zu besehen und bei diesem Anlaß erfuhr er von dem alten Raimund ebenfalls die Geschichte von dessen unglück-

licher Tochter. Der Bediente, welcher ihn für einen sehr genauen Freund seines Herrn hielt, machte ihm aus dessen Äußerungen in der Periode der fehlenden Besinnung kein Geheimniß und der wiederholte Ruf nach Marianen, deren Verhältniß zu Wilhelm Meistern er aus früheren Mittheilungen ziemlich genau kannte, leitete ihn im Allgemeinen zu einer richtigen Combination der Umstände. Er hörte freilich, daß des Freiherrn Tochter einen andern Taufnamen führe; aber bei der Gewohnheit der Schauspieler, ihren Namen zu verändern, machte ihm dieses wenig Bedenken. Es wurde ihm gewisser, daß sein Freund die ehemalige Geliebte in dem Bilde unerwartet wieder gefunden habe — und unbekannt mit dessen spätern Erlebnissen, glaubte er aus dem, was er hörte, schließen zu dürfen, daß Meisters Herz noch immer an ihr hange, daß er sie zu besitzen wünsche und nur wegen ihres Tiefsinnes, vielleicht auch wegen ihres Stan-

des an der Erfüllung seiner Sehnsucht zweifle. Er berief den alten Freiherrn sogleich allein und theilte ihm seine Vermuthungen mit. Indem er sich für die Wohlhabenheit und die Charaktergüte seines Freundes verbürgte, stellte er ihm vor, daß vielleicht durch eine eheliche Vereinigung die Schwermuth der beiden jungen Leute gleichzeitig gehoben werden könne und eine Verbindung mit einem Bürgerlichen unter solchen Umständen kein Bedenken haben werde.

Der Arzt, den man ebenfalls zum Vertrauten machte, unterstützte diese Ansicht so weit, daß er wenigstens den Versuch, seinen Patienten mit der Tochter des Freiherrn persönlich zusammenzubringen, nicht mißbilligte. Dann, meinte er, werde sich mit mehr Sicherheit schon bestimmen lassen, was ferner zu thun seyn möchte. Der Freiherr erklärte, daß er mit allem zufrieden sey, was so einsichtsvolle Männer für gut finden könnten. Und so kam man überein, die äl-

teste Tochter gleich in den nächsten Tagen ohne Wilhelms Vorwissen zurückholen zu lassen und Laertes verließ das Schloß, um seine Reise weiter fortzusetzen, höchst zufrieden in dem Gedanken, daß er nicht bloß ein kaufmännisches, sondern auch ein freundschaftliches Werk mit Geist und Glück zu Stande gebracht habe.

Achtes Capitel.

Die gelehrten Ärzte, welche über die Behandlung gestörter Gemüther schrieben, sind noch sehr uneins über die Vorzüglichkeit des einen oder andern Verfahrens in bestimmten Fällen. Der erfahrne Mann, welcher unsern Freund behandelte, suchte überall bei Seelen von geschwächter Kraft das Starkwirkende, Plötzliche und Angreifende zu vermeiden und war deshalb der Meinung, daß er seinen Patienten erst vorbereiten müsse. Er eröffnete ihm darum möglichst behutsam, daß man durch seinen Freund seine Liebe zu der ältesten Tochter des Freiherrn jetzt kenne, daß sie noch lebe, aber leider freilich, vielleicht gerade durch die Trennung von ihm etwas schwermüthig geworden sey. Als er

fand, daß sein Kranker dieses ohne sichtliche Zeichen von Unruhe anhörte, setzte er hinzu, daß er sie wiedersehen könne, und daß von Seiten des Vaters der Verbindung kein Hinderniß entgegenstehen werde, sobald Beide völlig wieder hergestellt und dann beiderseits willig und einig seyen.

Hätte der gute Mann errathen können, daß sein Kranker den ersten Theil seiner Mittheilungen nur zu gut wußte und daß die letztere Hälfte ihm gewiß nicht beruhigend seyn konnte, so würde er sich weniger gewundert haben, als derselbe während seiner vorsichtigen Mittheilungen nur immer düsterer wurde. Er fing endlich an, theils an Laertes Vermuthungen, theils auch an der Zweckmäßigkeit seines eigenen Verfahrens bei diesem Kranken zu zweifeln und wollte es wagen, den Erfolg einer erschütternden Überraschung zu versuchen. Doch blieb er immer zu treuer Anhänger seiner Methode, um nicht auch jetzt noch Meistern einige

Winke zu geben, als es so weit war, daß man die Ankunft der armen Tiefsinnigen am nächsten Tage erwartete.

Meister hatte diese Winke ganz gut verstanden. Überhaupt war seine Besonnenheit bereits völlig mit der zunehmenden Genesung zurückgekehrt; nur die Aufmerksamkeit auf das, was um ihn her gethan und gesagt wurde, fehlte, weil seine Gedanken sich immer auf das Düstere seiner Lage hinrichteten. Jene Andeutung, daß Mariane kommen werde, wirkte erschütternd, aber heilsam auf ihn ein. Die Unbestimmtheit, worin er bisher alles gesehen hatte, weil es ihm zu fern lag, fing an zu verschwinden, da das Gefürchtete näher rückte. Er gewann das Vermögen, alles aus mehr als einem Gesichtspunkte zu betrachten, wieder und damit war seine Rettung von einem Zustande, den er selbst schon gefürchtet hatte, entschieden.

Von Liebe gegen Marianen fand er in

seinem Herzen keine Spur mehr, wenn man nicht die bloße Erinnerung an deren vormaliges Gefühl so nennen oder das, vom Bewußtseyn der Mitschuld verstärkte Mitleiden damit verwechseln will. Er erkannte es für Recht, und er war auch willig, für seine Übereilungen zu leiden, und sie nach Kräften wieder gut zu machen. Aber sein Herz wendete sich mit Widerwillen davon ab, daß er ihr die Hand reichen solle. Sie hatte ihm nie allein gehört — das fiel ihm schwer auf als etwas von keinem Weibe irgend zu Vergütendes. Und er mit seinem Herzen konnte ihr nie mehr gehören — das schreckte ihn eben so sehr von jedem Gedanken an eine Verbindung mit ihr hinweg.

Zum Glück für ihn kam Coucy noch desselben Abends von seiner Reise zurück. Er hatte, wie wir bereits wissen, die Freunde bis zur Stelle begleitet und wäre wohl noch länger dort geblieben, wo alles sich seiner freute, wenn nicht die Nachricht von Meisters

ernstlicher Krankheit ihn zur Rückreise gedrängt hätte. In seinen Fieberphantasien nämlich hatte Wilhelm dem Diener befohlen, die Zeichnungen für den Baron diesem zu übersenden. Er hatte ihm die Adresse richtig selbst angegeben und bei dieser Gelegenheit hatte der besorgte Diener in kurzen Worten die Lage seines Herrn gemeldet. Bei der Nachricht waren Alle im höchsten Maße erschrocken und sowohl Ludolf als auch der Baron hatten Coucy begleiten wollen. Er hatte es jedoch abgelehnt, weil Mathilde aus Besorgniß um ihren Geliebten selbst krank geworden, und war unter dem Versprechen baldigster Nachricht eiligst fortgereist.

Er erfuhr, was vorgefallen war und am nächsten Tage beabsichtigt wurde, noch ehe er seinen Freund gesprochen, von dem Arzte und dem Freiherrn. Dann berief er seinen Diener und befragte diesen ganz genau über Alles, was er wußte. Es wurde

ihm aus dessen Mittheilungen bald deutlich, daß Laertes in unvollständiger Kenntniß des Zusammenhanges und bei seiner Eile eine ganz falsche Spur aufgenommen hatte, auf welche seine Zuversicht die andern nachzog. Indeß war es schon zu spät, um das einmal eingeleitete Zusammentreffen Marianens mit seinem jungen Freunde noch zu verhindern. Um so mehr freute er sich, daß er früh genug eingetroffen war, um diesen von einer Übereilung zurückzuhalten, zu der ihn vielleicht eine übrigens gute Absicht, mögliches Zureden, Gefühl des Unrechtes und auch Mitleiden mit der Unglücklichen bewegen könnte. Von dem Freiherrn war nichts zu besorgen; denn dieser war sehr zufrieden, wenn Andere für ihn handeln wollten, und ein Brief seiner Tochter Emma, worin sie ihm ihr Wohlseyn meldete, hatte ihn so behaglich gemacht, als ob damit alles gut sey.

Coucy war von allem Nöthigen unter-

richtet, ehe er Wilhelm sprach und ging nun zu ihm mit dem Entschlusse, ihm ganz selbst zu überlassen, wie weit er sich ihm mittheilen wolle. Er erschrak doch, als er ihn wiedersah. Die Krankheit hatte ihn sehr angegriffen und die fortwährende Spannung der Gedanken gab seinen sonst weichen und schönen Zügen eine leidende Schärfe. Er hörte Coucy's Berichte von der Reise ganz still mit einem tragischen Lächeln zu. Als dieser aber erwähnte, daß Mathilde bei der Nachricht von seiner Krankheit selbst erkrankt sey, da verschwand das Lächeln aus seinen Zügen und eine unaufhaltsame Flut glühend heißer Thränen stürzte aus seinen Augen.

Coucy wußte längst, daß er und Mathilde sich lieb hatten; aber ein solches Maß von Liebe hatte er auf keiner Seite erwartet. Er sah selbst trübe und mit feuchten Augen vor sich nieder und schien mit ernsten Gedanken zu kämpfen.

Wilhelm ermannte sich so weit, um

seine ganze Seele gegen den Freund ohne allen Vorbehalt zu eröffnen, und ergoß sich dabei in bittern Klagen über sich selbst und sein Schicksal. »Sie wissen längst,« sagte er dann, »wie ich Mathilden liebe, und Sie wissen ebenfalls, wie angestrengt ich mein eigenes Herz bekämpfte und meine Gefühle niederhielt. Sie lehrten mich an einen vom Glück unabhängigen Werth des Innern glauben und in dem Wahne, daß ich ihn noch gewinnen könne, fand ich die Kraft, darnach zu ringen. Ja, bis vor Kurzem glaubte ich, es sey etwas Edles, das mir die heißesten Wünsche meines Herzens zu unterdrücken gebiete. Ich habe gelernt, daß es Frevel war, sie nur aufkeimen zu lassen, so lange jene arme Tiefsinnige mit ihren Klagen über mich täglich vor den Thron des Weltenrichters trat! Schreiben Sie doch Natalien, daß ihr Wort gegen mich sie nicht binden könne, weil ich nicht fähig war, es zu empfangen! Schreiben Sie Mathil-

den, daß jede Thräne, die sie über mich weint, verschwendet sey und einem durch eigene Schuld Unwürdigen fließe, und vergessen Sie mich selbst, um nicht zu sehen, wie mein Streben gelähmt und meine Kraft gebrochen ist.«

Die Wiederkehr des heftigen Weinens hemmte seine leidenschaftlichen Klagen. Coucy ließ sich ihn dadurch erleichtern, ohne sofort zu antworten. Er wußte, wie nur das von ihm selbst angeregte lebhafte Ehrgefühl seinen jungen Freund in Stand gesetzt hatte, den schweren Kampf wider die frühere Schwäche seines Charakters und mit der Liebe zu Mathilden zu bestehen. Er fürchtete für ihn, wenn diese ihn stützende Kraft erlag, und mußte sich doch gestehen, daß es möglich sey. Als Meister sich etwas gesammelt hatte, nahm er dessen Hand und sagte mit dem Tone der Achtung und des Vertrauens, welcher seine Wirkung noch nie verfehlt hatte:

»Ich kannte dieses ehemalige Verhältniß, dessen Folgen Sie jetzt so tief empfinden, und wie sehr ich es Ihretwegen bedauerte, so störte es doch meine Freundschaft nicht mehr, seit ich Zeuge war, daß Sie Ihre frühere Kraftlosigkeit überwunden hatten. Nicht von der unvermutheten, ob auch noch so unangenehmen Erinnerung an dasselbe, haben Sie ein Vergessen bei mir und Andern, die Sie liebten, zu fürchten, sondern allein von dem Rückfall in jene Mattigkeit, die sich selbst für werthlos erklärt. Nur vor dieser hüten Sie sich; es ist die einzige wirklich vorhandene Gefahr.«

Unser Freund hörte diesen Worten aufmerksam zu. »Wenn ich meinem Gefühle trauen darf,« sagte er dann, »so ist dieser Leichtsinn, der mich einst beherrschte, schon von mir gewichen und die Abneigung dawider jetzt größer als je.«

»Ich glaube es ebenfalls,« versetzte Coucy, »und darüber dürfen Sie sich nicht

bloß als Mensch, sondern auch als Dichter freuen. Dieser Leichtsinn war es, der Sie nach und nach der Kunst entfremdete. Denn die Kunst des Dichters beruht ja nicht zunächst auf der äußern Regel des Werkes, sondern in einer innern Regelmäßigkeit seiner Seele; und wo nicht Alles in dieser sich harmonisch verbindet zu einer Welt- und Lebensansicht, der auch Andere gern beitreten, da ist kein reiner und reger poetischer Sinn zu vermuthen. Nichts aber hebt, wie ich glaube, die innere Regel des Lebens gewisser auf, als jener Leichtsinn, der sie verachtet. Da es auch eine Strenge gibt, welche durch peinliche Beachtung äußerer Regeln die innere Regelmäßigkeit zu schaffen meint, aber in Wahrheit nur deren freie Entwickelung hindert, so hat man eine Zeit lang bei uns den Wahn begünstigt, als ob der Leichtsinn dawider für den Dichter das rechte Gegenmittel sey, und vorzügliche Talente sind durch diesen Mißver-

stand für die Poesie verloren gegangen. Sie selbst waren ein Schüler, wie ein Kind dieser Zeit; aber gleich fern von Leichtsinn und Gesetzesdienst, werden Sie sich der innern Regel nach dem Prinzip des Schönen immer mehr bewußt werden, und dann der Kunst bald mit Freiheit angehören.«

Diese Unterhaltungen waren darauf berechnet, Meistern sowohl zu zerstreuen, als zur Zufriedenheit mit sich selbst zurückzuführen und verfehlten ihre Absicht in so weit nicht, daß sie ihn wirklich nach und nach ruhiger machten. »Ja,« sagte er, »ich werde der Kunst treu bleiben; denn sie ist das Einzige, was mich aufrichten und meiner Zukunft noch einigen Reiz geben kann, und wenn, wie Sie glauben, ein hoher Ernst dazu gehört, um ihr würdig zu dienen, so wird mir dieser am mindesten fehlen. Leider fürchte ich aber, daß das Schöne in einem zerrissenen Gemüthe nicht wurzeln und gedeihen, und daß die Hoffnungslosig-

keit und noch mehr die unablässige Erinnerung an frühe Unbesonnenheiten allen Wohlklang aus meinen Gefühlen entfernen werde. Nur das Tragische etwa wird einem Geiste darzustellen gelingen, der selbst, ob auch nur in beschränkten Verhältnissen, lernen mußte, wie sich alle Schuld auf Erden räche.«

»Das wahrhaft Tragische,« antwortete Coucy, »will, wie überhaupt alles Wahrhafte, durch eigene Erfahrung gelernt seyn, und es ist ein Glück für die Dichter, daß der verjüngte Maßstab hier gilt und die bloß persönlichen Verhältnisse, in denen sie ihre Erfahrungen sammeln, sie eben dasjenige lehren können, was sie im größeren Maßstabe und in allgemeineren Verhältnissen schildern müssen. Ist doch das Menschenherz in der engsten wie in der weitesten Umgebung dasselbe; es kommt nur auf den Sinn an, mit dem es sich zu der Welt stellet und darum könnte, wenn die objectiven Foderungen der Poesie nicht darunter

litten, das wahrhaft Tragische so gut in einem bürgerlichen Trauerspiele, als in Cäsar's Tod sich ausdrücken. Die schmerzlichsten Erfahrungen werden dem Dichter, der vom Leben lernen will und den Sinn des wahren Lehrlings hat, endlich durch seine eigene Thätigkeit zu den fruchtbarsten werden, deren er sich selbst, und deren sich mit ihm die Welt, in Betrachtung seiner Werke, späterhin am meisten freut. Übrigens sehe ich die neue Verwicklung, in die Sie sich verflochten finden, nicht so leidenschaftlich, und darum wahrscheinlich richtiger an, wie Sie. Während Sie von derselben eine Verdüsterung Ihrer Zukunft fürchten, muß ich sie für die Krisis halten, in welcher Ihr Charakter sich von aller unschönen Zumischung ganz befreien und sie wie ein kräftiger Organismus die Krankheitsmaterie schnell und völlig ausscheiden wird. Gleichwie auf solche Krisen die Genesung und auf eine heiße Schlacht der Frieden zu folgen

pflegt, so dünkt mich, werde eine höhere Ruhe und Bestimmtheit Ihr Eigenthum werden, sobald Sie sich mit Ihren Erinnerungen ausgesöhnt haben und sich sagen dürfen, daß eine ehemalige Schwäche mit allen ihren inneren Folgen der Vergangenheit ganz angehöre.«

»Ach,« sagte Meister, »das glaubte ich ja gerade bis vor kurzem, und darum hatte ich Freudigkeit und Zuversicht zu mir selbst. Ich wähnte, die Arme, welche meine Verschuldung theilte, habe lange ausgelitten und Vergebung gefunden, wie gewährt. Nun aber finde ich sie noch lebend, leidend, unaussprechlich leidend, und Niemand hat mir Hoffnung geben wollen und können, daß dieses furchtbare Loos sich anders, als durch einen Schritt enden werde, zu dem ich mich nie bequemen kann. Alle Folgen einer alten Schuld gegen sie treten zugleich aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinüber und Sie können gerade jetzt meinen,

daß sie sich von der Gegenwart abschneiden und der Vergangenheit für immer zufallen werden?«

»Allerdings meine ich das,« entgegnete Coucy. »Freilich waren Sie ruhig, seitdem Sie den Tod Ihrer Mariane glaubten; aber was diese Ruhe galt, das haben Sie würdigen lernen. Was der Leichtsinn fehlte, das vermag der Leichtsinn nicht zu beseitigen. Vielleicht könnte sich's ein Dichter einfallen lassen, auf solche Art die Schwäche seines Helden für weichliche Leser zu sühnen; aber die Poesie der Wahrheit, die Weise, wie eine ewige Macht das Drama des Menschenlebens ordnet, ist anderer und edlerer Art. Und Ihr jetziger Ernst wird das begreifen. Wenn Sie erst im Stande seyn werden, ein ruhiges Urtheil über Ihre gegenwärtigen Erlebnisse zu fällen, so werden Sie sich freuen, daß die arme Mariane noch nicht zu den schweigenden Todten hinübergetreten ist. Nicht der Tod, sondern Sie

selbst hatten wieder gut zu machen, was Sie selbst verschuldeten, und nur wenn Sie dieses gethan oder sich des ernsten Willens dazu bewußt sind, werden Sie Ihr Wesen so frei fühlen, als es dem Menschen möglich ist. Alles absichtliche Vergessen genügt nicht; der wahre Dichter, als Freund der Götter, der ihren geheimen Rath offenbart, kann nicht mit seinem Willen ihr Feind seyn.«

Meister versank während dieser Worte in immer tieferes Nachdenken und es schien beinahe, als ob einer jener Anfälle des alle Umgebungen vergessenden Trübsinns zurückkehre. »Nein,« rief er endlich, da Coucy schon eine Weile schwieg, »sterben kann ich für sie, aber ihr die Hand reichen — nun und ewig nicht mehr!«

»Daran habe auch ich nicht gedacht,« versetzte Adalbert; »aber ich glaube, daß außer diesem vieles gethan werden könne, was ich Ihnen selbst zu wählen überlasse. Es freut mich, daß ich Sie entschieden finde

zu allem dem, was Ihrem Wesen, wie es sich jetzt ausgebildet hat, nicht widerstreitet. Halten Sie diese Richtung im Auge; sie wird Sie, daran kann ich nicht zweifeln, zu dem einzig richtigen Ausgange aus Ihrer jetzigen Verwirrung führen. Und nun wollen wir die uns Beide angreifende Unterhaltung in einen leichtern Ton umstimmen, wie er Freunden, die sich wiedersehen, angemessener ist.«

Er ging hierauf zu der Erzählung von seiner Reise zurück und verweilte besonders bei allem, was seinen Freund aufheitern konnte. Meister empfand, daß seine Entschiedenheit im Wachsen war und wußte es Adalberten Dank, daß er ihm bei einer so schwierigen Verflechtung der Umstände mit solchem freundschaftlichen Zartgefühl zur Seite stand.

»Vielleicht,« sagte Coucy, »hat Ihr Freund Ludolf alles das, was ich Ihnen erzählen möchte, kürzer und deutlicher Ihnen

gemeldet. Hier habe ich einen langen Brief von ihm; wollen Sie ihn jetzt lesen?«

Er zog ihn mit diesen Worten aus der Brieftasche und übergab ihn Meistern. Dieser besah ihn und wollte ihn mit Eifer erbrechen. »Nein,« sagte er, plötzlich inne haltend, »er möchte mich jetzt verwirren, und das wäre doch wider des Schreibers Absicht. Behalten Sie ihn und geben Sie mir ihn morgen, wenn die Zusammenkunft vorüber ist und Sie es dann gut finden. Ich bin noch gar zu schwach und darf mir nichts Ungewöhnliches zutrauen.«

Coucy legte den Brief zurück und fuhr in seiner Erzählung fort, indem er alles vermied, was seinen Freund zu tieffsinnigern Gedanken veranlassen konnte. Vornehmlich sprach er von Ludolf und dem Baron. Von der Gräfin hatte er ein Heft ihres Tagebuches erhalten, mit der Erlaubniß, es Meistern mitzutheilen, das jetzt schon bekannt und von vielen Lesern freundlich auf-

genommen ist *). »Es gilt mir als Beweis für das, was ich vorhin äußerte,« sagte Coucy; »ja es hat mich wohl zunächst darauf gebracht. Die Gräfin Maria war, wie Sie wissen, früherhin von dem Leichtsinne, der das Leben ganz launenhaft nimmt, ebenfalls nicht frei, und erfuhr gerade wie Sie, daß die innere Regelmäßigkeit und Klarheit ihr darüber verloren ging. Ihre Aufzeichnungen beweisen, wie sie beide wiedergewann, indem sie sich zu einer größeren Besonnenheit zu erheben strebte, lediglich durch die Achtung vor innerer Regelmäßigkeit, und ohne die äußere weder zu verachten noch zu überschätzen.«

Wilhelm bat um die Mittheilung des Heftes und Coucy sagte sie ihm zu. »Es besteht,« fügte er bei, »zwischen Ihnen und der Gräfin der wesentliche Unterschied, daß

---

*) Maria, oder die Frömmigkeit des Weibes. Zweite Auflage. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1827.

Ihnen der Sinn des Schönen, ihr aber der der Frömmigkeit die innere Regel näher bestimmt. Übrigens besteht zwischen beiden Formen wenigstens diese Verwandtschaft, daß der eine wie der andere Sinn die Regellosigkeit eben so sehr, wie die Knechtschaft gegen äußere Regel fliehet und eine Entwickelung aus eigenem Keime fodert. Als Parallele werden die Blätter Sie ansprechen und für mehr gebe ich sie gerade Ihnen, als einem Künstler, nicht.«

Er suchte das Heft sogleich und übergab es Wilhelm. Dieser besah die saubere Handschrift und preßte sie an seine Lippen. »Eine schöne Seele,« sagte er, »deren milde Kraft man auf's innigste liebt und verehrt.«

Coucy versicherte ihn, daß sie mit der treusten Freundschaft an ihm hange, und daß er in den Blättern selbst Spuren davon finden werde. Dieses machte Meistern so glücklich, wie er sich an dem Tage nur fühlen konnte.

Neuntes Capitel.

Unser Freund hatte in seinen Lehrjahren die Bemerkung gefunden, daß man sich selbst fremd erscheine, wenn man eigenes früheres Schreiben nach einiger Zeit wieder zu Händen bekomme, indem sich die damalige Stimmung dann gewöhnlich bereits verloren, und eine vielleicht völlig entgegengesetzte dafür eingefunden habe. Er hatte die Wahrheit dieser Bemerkung, die auf die Wandelbarkeit jedes menschlichen Gemüthes zurückweiset, häufig an sich selbst erprobt. Sie fiel ihm wieder bei, als er Morgens aufwachte, mit der gewissen Voraussetzung, vor Abend Marianen wiederzusehen. Sie war einst das Spiegelbild seiner eigenen Seele gewesen; aber nicht Tage und Wochen, sondern lange, be=

deutungsreiche Jahre lagen zwischen diesem Einst und der Gegenwart, und weniger unveränderlich, als ein dem Papier anvertrautes Bild, hatte sie sich in der Zwischenzeit selbst nicht minder als er, nur in einer traurigeren Art, verändert.

Die Lesung der hingeworfenen Gedanken der Gräfin Maria hatte ihn beruhigt. »O, daß Mariane dieser milden Kraft fähig wäre,« dachte er oft, »die ein ihr einst wenigstens verwandtes Gemüth so glücklich in seine ursprüngliche Reinheit zurückführte!« Er wagte es aber nicht, zu hoffen; denn sie war zu tief gefallen, und traurig fühlte er den Stachel in seiner Brust, daß er dazu beigetragen, ihr Versinken zu beschleunigen.

Der Freiherr zeigte an dem Morgen eine besondere Regsamkeit, die es bewährte, daß sein Vatergefühl doch noch etwas über seine Lässigkeit vermochte. Das von Laertes veranlaßte Mißverständniß war schon beseitigt; doch hoffte er noch immer von dem Zusam-

mentreffen seiner Tochter mit demjenigen, der ihr einst so vorzüglich lieb gewesen, viel. Es war ihm klar, daß sich von Meistern nicht fodern lasse, was nur die Treue zu fodern berechtigt ist, und der ernste Schmerz desselben über die ihm in seiner Tochter zugefügte Beleidigung mußte einen so friedlichen Charakter völlig zur Vergebung derselben stimmen.

Es war gegen Abend, als ein verschlossener Wagen auf den Hof gefahren kam, den der Freiherr sogleich als den erwarteten erkannte. Auf diese Versicherung sprang Meister sogleich auf und eilte mit klopfendem Herzen hinaus auf den Hof. Er wollte Marianen gern, unbemerkt von ihr, beim Aussteigen sehen, um sich an ihren Anblick zu gewöhnen und rechnete dabei auf ihr geschwächtes Gesicht und die Veränderungen der Zeit.

»Mein Himmel! Trügt mich mein Auge? Herr Meister, Sie hier?« rief eine

Dame, der unser Freund zitternd beim Aussteigen die Hand bot.

Die Stimme war ihm bekannt; er hob das furchtsam niedergesunkene Auge auf, um sie zu betrachten. Sie kam ihm zuvor und sagte: »Einst kannten Sie mich als Frau Melina. Ich bin jetzt die Gemahlin des Predigers, bei welchem des Barons Tochter in Pflege gegeben ist, um sie in Gemeinschaft mit einem geschickten Arzte zu behandeln.« Es folgten noch mehre Mittheilungen und Ergüsse gegen unsern vor unangenehmen Erstaunen sprachlosen Freund, der mittlerweile immer nach der Wagenthür schielte und sich doch der darin Sitzenden nicht zu zeigen wagte. Endlich sagte die ehemalige Madame Melina: »Es ist kalt, lassen Sie uns ins Haus treten, da der Freiherr vermuthlich auf Nachrichten von seiner Tochter warten wird.«

»Sie ist nicht da?« fragte Wilhelm, wir wissen nicht, ob im Herzen erleichtert,

oder über die getäuschte Erwartung einer endlichen Entscheidung unzufrieden.

Die geschwätzige Frau erzählte ihm, daß ihr Mann sich dawider erklärt habe, weil er die erhaltenen Nachrichten und Vorschläge mit dem Gemüthszustande der Kranken und mit den bei ihr festgewordenen Vorstellungen nicht vereinigen könne. Dann kam sie auf sich selbst zurück und fragte: ob er sich nicht verwundere, sie als Pfarrerin wiederzusehen? Doch sogleich erinnerte sie sich laut, daß er ja ihre Familie kenne und bereits wisse, wie diese in ihrer Vaterstadt angesehen und schon von früher her mit Geistlichen nahe verwandt sey. Dann verwunderte sie sich über sein so kräftiges und dabei doch so leidendes Aussehen und auf der Flur des Hauses, indem sie die Kleider musterte, fragte sie: »Aber was ist das für ein junger Mann, der den Einfall hat, die Gemüthskranke zu heirathen? Geben Sie mir einen

Wink, wenn wir eintreten. Oder ist er allein bei dem Freiherrn?«

»Mit ihm und einem älteren Fremden allein,« antwortete Meister; »aber,« fügte er hinzu, »als Freund darf ich Sie wohl bitten, sich möglichst kurz der Aufträge Ihres Herrn Gemahls zu entledigen, damit wir desto schneller zu einer zwanglosern Unterhaltung übergehen.«

Sie blickte ihn forschend an, ungewiß ob er ihr eine tadelnde Weisung geben, oder verbindlich auf die Freude hindeuten wolle, welche ihr unerwartetes Wiederfinden ihm verursacht habe. Ihre Eitelkeit zog die letzte Erklärung vor und mit der Versicherung, daß sie ihn verstehe, trat sie ihm voraus in den Saal. Coucy war durch den Freiherrn bereits über die Person der Eintretenden unterrichtet und da es diesem an Geschick dazu fehlte, so übernahm er es, aus Interesse für seinen jungen Freund, die deklamatorische Lebendigkeit der Frau Pfarrerin, so viel wie

möglich, zu zügeln. Seine klaren und bestimmten Worte im Verein mit seinem imponirenden, schönen Äußern machten die eitle, noch immer auf Schönheit Anspruch machende Frau bald bescheiden und sie bequemte sich zu einem einfachen Berichte.

»Die arme Gemüthskranke,« so lautete dieser im Wesentlichen, »war unter der einsichtsvollen Behandlung des Pfarrers so weit wiederhergestellt, daß sich ihr ungeheurer Schmerz über den Betrug des Lebens und der Menschen in eine tiefe Schwermuth gemildert hatte, der er mit religiösen Vorstellungen zu begegnen suchte. Diese waren ihr noch mehrentheils neu, da sie dieselben in ihrem ungeregelten Jugendleben fast gar nicht, oder nur durch Theatersentenzen kennen lernte. Aber eine darunter sprach sie unerwartet an. Der verständige Geistliche hatte sich bestrebt, ihr den Ernst der Religion im mildesten Gewande zu zeigen und demgemäß der Liebe in jeder ihrer reinen.

Gestalten alle Gerechtigkeit erwiesen. Bei diesen Vorstellungen lebte sie sichtlich auf und versicherte, ihren Lehrer ganz gut zu begreifen. Da der Pfarrer es für nothwendig hielt, ihr Vertrauen ganz zu gewinnen, so versuchte er alles, um ihre anfängliche Zurückhaltung zu überwinden und war endlich so glücklich, seinen Wunsch zu erreichen. Sie erzählte ihm mit schwärmerischer Begeisterung, daß sie die Wonne der Liebe wohl gekannt und dabei seine Versicherungen von der reinigenden, das Leben bessernden Kraft derselben als völlig wahr erfahren habe. Mit Thränen gestand sie ihm darauf, daß Verführung und eigene Schuld dieser Kraft entgegengewirkt und ihr Verderben vollendet hätten. Dennoch hatte sie die Erinnerung an diese einzige, wenn auch nicht ungetrübte, freudige Zeit ihres Lebens nie verloren und sie war es, die von ihr in dem Kinde angeschaut und geliebt wurde. Darum traf sie der, wie sie glauben mußte, zweimal wieder-

holte Verlust desselben so hart. Sie hatte in ihm das Einzige verloren, was sie mit der Freude, wenn auch nur durch bloße Erinnerungen, verknüpfte und hielt sich nun für ganz unselig und verloren. Besonders quälte sie die Vorstellung, daß sie denjenigen, in dessen Liebe sie sich froh gefühlt, mit der eigenen Verworfenheit vertraut gemacht und so vielleicht den Grund zu seinem Verderben gelegt habe. Dieses schien ihr das größte Verbrechen ihres Lebens. Sie hatte nie wieder von ihm gehört und ihre Phantasie quälte sich mit den furchtbarsten Vorstellungen von seinem Elende und seinen Verwünschungen.

Der Geistliche hatte diese veränderte Richtung ihrer Gedanken mit feiner Beobachtung als einen Fortschritt zur Besserung genommen und übrigens, obwohl Evangelischer, doch mit der Gewissenhaftigkeit eines katholischen Beichtvaters davon gegen jedermann, auch gegen den Arzt geschwiegen. Da er nicht

hoffen konnte, von dem jungen Manne, dessen Schicksal seine Kranke beunruhigte, jemals etwas zu erfahren, so beschränkte er sich darauf; ihr die allgemeineren Trostgründe entgegen zu halten, mit denen unsere Religion dem Kleinmuth so nachdrücklich widersteht. Der Erfolg war nicht ganz ungenügend; doch schien es ihrem erfahrnen Vertrauten, als ob er Gefahr laufe, eine religiöse Überspannung an die Stelle der bisherigen zu setzen und das machte ihn bedenklich. Er war schon einige Zeit in sein fruchtloses Nachsinnen über die fernere Behandlung der Kranken vertieft, als der Brief des Arztes, welcher Meistern behandelte, bei ihm eintraf. Über dem ersten Durchlesen erschien er ihm wie eine Hülfe, die Gott selbst sende, um seiner Verlegenheit ein Ende zu machen. Aber sein ruhig prüfender Sinn fand bald dasjenige heraus, was dieser Annahme entgegenstand. Zwar berief das Schreiben sich auf Laertes, der den Gedanken einer Zusam-

menkunft zuerst angegeben, und den er selbst als einen wohldenkenden, klugen Kaufmann, welchem er manche Verpflichtungen hatte, aufrichtig schätzte. Aber seine Kranke hatte sich zu allen Stunden nicht als die Verleitete, sondern ihrerseits als die Verführerin des jungen Mannes selbst angeklagt, und wenn er nicht an eine sehr unwahrscheinliche Verwechselung der Personen glauben wollte, so mußte das Nervenfieber auf den Unbekannten bei seinem Erbieten eingewirkt haben. Eine Zusammenkunft der beiden jungen Leute schien ihm unter diesen Umständen gar zu bedenklich. Gern wäre er selbst herüber gekommen; aber dringende Amtsgeschäfte bei der Nähe des Jahresschlusses, hielten ihn zurück. Unter diesen Umständen machte er seiner jungen Frau die nöthigen Mittheilungen und bestimmte sie, einen ausführlichen Brief von ihm persönlich zu überbringen, wozu sie auch wegen des vorneh-

men Standes betheiligten Familie sogleich bereit war.

Dieser, mit manchen Zwischenreden erstattete Bericht gab den bisherigen Ansichten der Zuhörer eine mehr oder minder veränderte Gestalt, war aber allen in gleichem Grade zusprechend. Der Freiherr bedauerte es zwar, die Wiederherstellung seiner Tochter verzögert zu sehen, da er ihrer Gegenwart nach Emma's Entfernung doppelt bedürfe; aber Coucy verständigte ihn leicht, daß der brave Pfarrer mit vollem Grunde seiner Überzeugung gefolgt sey. Das große Lob, welches er ihrem jetzigen Mann über seinen Scharfblick und sein richtiges Verfahren ertheilte, söhnte die vormalige Madame Melina mit der Art aus, wie er ihren sentimentalen Ergüssen und Zwischenreden oft durch seine entschiedenen Fragen abgekürzt hatte. Unsers Helden Zustand während dieser Erörterungen wagen wir nicht ausführlicher zu schildern. Ihm mochte ungefähr

seyn wie einem Angeklagten, dessen Schicksal von der ihm noch unbekannten Aussage eines einzigen wichtigen Zeugen abhängt, und der nun nach und nach in der Gerichtsstube hört, wie eben diese Aussage ihn von der Hauptanklage völlig frei macht.

Die Frau Pfarrerin hatte schon etliche Male bedeutende Blicke auf Meistern gerichtet; denn wenn dieser nicht der junge Mann war, über den die Rede war, so wußte sie nicht, wie sie sich in den sie umgebenden Zirkel finden sollte. Sie schien darauf zu rechnen, daß man ihr nach Beendigung ihres Berichtes das Verständniß eröffnen werde und befliß sich gegen das Ende deshalb selbst der Kürze. Aber Jeder schien das Bedürfniß zu fühlen, sich von so manchen angreifenden Vorstellungen zu erholen und die wiedergekehrte Behaglichkeit zu genießen. Marianens Zustand berechtigte zu den besten Hoffnungen und dem wohl überlegten Verfahren des Pfarrers trauten Alle zu, daß er

diese erfüllen werde. Der alte Raimund drang selbst darauf, daß man die Unterhaltung endlich verändere und ließ merken, daß er nach Coucy's Erzählungen oder nach der Fortsetzung von Wilhelms Vorlesungen verlange. Unser Freund war hierzu noch zu wenig aufgelegt; Coucy übernahm darum für den Rest des Abends die gewünschte Rolle.

Zehntes Capitel.

Meister schlief die folgende Nacht sehr ruhig und erwachte Morgens mit dem erquickenden Gefühle der wiederhergestellten Gesundheit. Er öffnete die Fenster seines Zimmers der frischen winterlichen Luft und erfreute sich an dem Wiederschein der Morgensonne in den Nebeln über dem See.

Alle seine Gedanken hatten eine ungewohnte Heiterkeit und Ruhe, verschieden von der gewöhnlichen Zufriedenheit eines gesunden und das Leben nicht verachtenden jungen Mannes. Er empfand diese Lebenslust freilich auch; aber es war nicht sowohl die lockende Freude, als der unendliche Werth des bewußten Daseyns, was sie veranlaßte.

Er hatte diesen Werth noch nie so vollkommen anerkannt und wunderte sich jetzt darüber. Diese höhere Reinheit des Bewußtseyns schien ihm das Eigenthum der wahren Weisen, oder mindestens das Kleinod, welches die Schüler der Weisheit suchen. Er verglich es einem Lichte, welches im Mittelpunkte der Seele plötzlich mit reinem Scheine aufgeht und nun den nahen Zusammenhang alles desjenigen deutlich macht, was bei dem früheren Zwielichte ganz verschiedenen Kräften und Vermögen anzugehören schien.

»Warum doch,« sagte er sich selbst, »hüllen die Lehrer der Weisheit ihre Mittheilungen in ein so abschreckendes Kleid, daß Jeder, der an schöne Formen gewöhnt ist, davor zurückschaudert? Ist die Sprache so arm, daß sie dasjenige, was jeden Menschen mit sich selbst verständigen soll, so schwer ausdrückt? Oder hätten vielleicht die Meisten, welche man Philosophen nennt, die

eigentliche Aufgabe ihres Strebens selbst nicht einmal recht verstanden und wäre also die gelehrte Dunkelheit nur ein Deckmantel ihrer Blöße? Wie bedaure ich's, daß diese Aufgabe zu weit außerhalb dem Bereiche des Dichters liegt, um selbst ihre Lösung zu versuchen! Wie sollte ich es sonst unmöglich finden, auf irgend eine Art diese innere Klarheit mitzutheilen, die alles zu enthalten scheint, was die Menschen bedürfen? Denn was kann die Philosophie mehr leisten, wenn sie sich selbst begreift? Aber nun muß ich auf diese lohnendste aller Arbeiten verzichten.«

Er setzte wirklich voraus, daß zwischen der Poesie und der Weltweisheit, wie man im Deutschen bezeichnend sagt, eine solche Kluft befestigt sey. »Aber wenigstens,« sagte er, »werde ich doch im Stande seyn, die Gemüthsform, die den wahren Weisen für Andre kenntlich macht, in irgend einem Charakter darzustellen.« Er sann darüber nach

und allmählig kam ihm Junius in die Seele. »Ja,« sprach er, »nun verstehe ich Dein stilles, tiefblickendes Auge und Dein mit so wenigen Ansprüchen so thätiges und würdiges Leben! Ich begreife die Kraft, die wie ein still leuchtendes Feuer Dein Inneres erhellt und belebend durchdringt! Wie war es doch möglich, daß ich Dir Dein Geheimniß nicht ablauschte, ja es nicht einmal ahnte? Und doch lag es in Deinem Wesen, in Deiner Liebe zu der ganzen geistigen Natur und in Deiner stillen Freundschaft so deutlich ausgesprochen.«

Er verweilte einige Zeit bei dem Gedanken an den bescheidenen, edeln Mann und freute sich, daß er ihn wahrscheinlich einst wiedersehen und dann ein näheres Verständniß mit ihm finden werde. Der lebendige Quell seines Wohlgefühls sprudelte so stark, daß er solcher Reflexionen bedurfte, um abzufließen und dennoch nicht dadurch geschwächt wurde.

Endlich fiel ihm doch ein, was er sich schon gestern vor dem Schlafengehen vorgenommen, an Marianen zu schreiben. Es war ihm als ein Mittel erschienen, ihren Zustand und die Bemühungen des würdigen Pfarrers zu erleichtern und seinem eigenen Gefühle ein völliges Genüge zu thun. Jetzt, bei der Wiedererinnerung, that es ihm doppelt weh, daß die Arme, völlig ungleich ihm selbst in seiner erhöhten Besonnenheit, nicht einmal dasjenige Maß von Klarheit besaß, welches man als Gesammteigenthum unsers Geschlechtes betrachten darf.

»Jahre,« so schrieb er, »sind schon vorübergegangen, seit Du, geliebte Freundin! die letzten Zeilen von meiner Hand erhieltest, und wenn Du sie noch wieder erkennst, so werden leider höchst schmerzhafte Erinnerungen in Dir eben so, wie in mir jetzt erwachen. Mit einer lebensgefährlichen Krankheit büßte ich damals den Leichtsinn, der mich verlockt hatte, Deiner nicht zu schonen

und die Folgen einer Schuld, die fast ganz mein war, Dich allein tragen zu lassen. O, wie habe ich diese Härte so oft beweint! wie noch Jahre lang Deiner bei jedem Anlasse gedacht, bis die, welche Dich und mich verstrickte, mich mit der Lüge von Deinem Tode erschütterte und doch zugleich beruhigte! Wenn Du es kannst, so vergib mir, was ich dazu beitrug, um Dein Lebensglück zu zerstören, und hege keinen Groll wider den, der Dich einst sein nennen durfte. Ach, warum war in unserer Liebe nichts Reines und Erlaubtes, als diese Liebe selbst? Warum mußte sie Dein wie mein Leben trüben? Daß ich es vermöchte, Dir jede Thräne, die Du um mich weintest, tausendfältig zu ersetzen und jede Freude, die Du durch mich verlorst!«

»Wir haben Beide unsere Schuld gebüßt, und die Zeit hat uns Beide einsehen lernen, daß ein aller Pflicht und allem klaren Gefühl widerstrebender Eigenwille nie die Grundlage eines wahren Glücks werden

kann. Aber ein Etwas war doch in unserm Verhältnisse, das an sich gut und rein und nur durch die Verflechtung mit unserer Schwäche verderblich war; das war unsere Liebe. Laß sie in dem, keinem Vorwurf bloß gestellten Gewande der Freundschaft, unter uns bleiben oder wieder erneuert werden! Wie verschieden der Einfluß der spätern Lebenserfahrungen auf uns eingewirkt und unser früheres Wesen verändert haben möge, diese Freundschaft, dieses gegenseitige Vertrauen ohne Ansprüche, kann ich nicht unter uns für unmöglich halten. Laß mich denn Dein Freund seyn, Mariane! Ich bitte darum, wie um das Glück meines ganzen zukünftigen Lebens! Nie, schwöre ich Dir, werde ich mehr fodern, und ich glaube, Du werdest nie mehr verlangen; nie aber werde ich auch aufhören, der nächste Vertraute Deines Herzens zu seyn, wenn Du mich dazu wählen willst! Ich betrachte es als die heiligste Verpflichtung, Dir dieses Versprechen

zu thun und nichts ist mir heiliger, als es zu halten! Laß mich denn erfahren, ob Du es annimmst; ich hoffe es sicher; und laß uns durch dieses schuldlose Verhältniß die ewige Gerechtigkeit versöhnen.«

»Ich hoffe, Dir in Kurzem die Selbstbetrachtungen einer andern Freundin mittheilen zu können, von denen ich Dir vorläufig einen ungewohnten Genuß versprechen zu dürfen glaube. Ich werde eine Abschrift davon für Dich besorgen, sobald ich den Aufenthalt bei Deinem, in jeder Beziehung wohlmeinenden Vater mit der Hauptstadt vertauscht habe.«

»Vergib mir, und glaube, daß ich das Gute will, und als Freund ohne Ansprüche Dich liebe.«

Als unser Freund diesen Brief beendet hatte und ihn wieder durchlas, fand er freilich, daß er anders lautete, als er sich am Abend vorher ihn zu schreiben vorgesetzt hatte. Er war der Ausfluß eines exaltirten und

doch hier und da durch zwischen eintretende Gedanken gehinderten Gefühls. Aber im Wesentlichen erkannte er doch seine eigentliche Meinung darin ausgesprochen, und so beschloß er, ihn ohne fernere Bedenklichkeit der ehemaligen Geliebten, doch unter Couvert an den Pfarrer, zuzusenden.

Seine behaglichen Gedanken in den ersten Stunden des Tages und nachher das Schreiben, bei dem er länger verweilt und mehr nachgedacht, als er selbst glaubte, hatten ihn ungewöhnlich lange auf seinem Zimmer fest gehalten. Jetzt kleidete er sich eilig an und ging hinunter, um die Andern zu begrüßen.

Coucy war mit dem Freiherrn hinausgegangen, um unterschiedliche Dinge in Augenschein zu nehmen, und unser Freund fand Madame Melina, wie wir sie der Kürze wegen nennen, in dem Saale allein. Es war leicht zu errathen, daß sie mit Absicht die Gesellschaft der Andern abgelehnt hatte,

um ihn zu erwarten, und sie gestand es ohne Umstände selbst, indem sie ihn sofort als einen alten Freund durch lebhafte Fragen in Anspruch nahm.

Er hatte es nicht vergessen, daß sie ihm einst wohlwollte, und sie bewies es ihrerseits durch ihr ganzes Benehmen, daß das weibliche Geschlecht in seinen bessern Gliedern für Gefühle eine weit zuverlässigere Aufbewahrungsgabe hat, als das unsere. Gewiß fiel es der guten Pfarrerin, die sich mit ihrem jetzigen Stande und der verdienten Achtung ihres Mannes etwas wußte, nicht im mindesten ein, diesem wie jenem irgend etwas zu vergeben. Aber dennoch verriethen ihre Blicke, wie ihre Reden, den Wiederschein ehemaliger Neigung, und wir wollen ihr das so wenig verargen, wie unserm Helden, daß er sie dabei natürlicher und angenehmer fand, als in der Eitelkeit von gestern.

Nachdem er ihren ungeduldigen Fragen

über die Person und das Verhältniß seines Freundes Coucy, so weit er es zulässig hielt, ein Genüge gethan, suchte sie sich selbst in sein weiteres Vertrauen hineinzuhelfen, indem sie ihn merken ließ, daß sie ihn selbst für den jungen Mann halte, dessen Schicksal mit dem der unglücklichen Tochter des Freiherrn verflochten sey. Er nahm kein Bedenken, ihr dieses zu gestehen und sein ehemaliges Verhältniß zu Marianen, wie die Begebenheiten der letzten Wochen in einer kurzen und treuen Erzählung zu schildern. Zuletzt äußerte er, daß er sich verbunden halte, zu der körperlichen und geistigen Wiederherstellung der Armen so viel irgend möglich beizutragen, aber jede andere, als eine freundschaftliche Verbindung für ihn, wie für seine Gemüthsruhe, gefährlich achte und beharrlich ablehnen werde.

»Dieses war auch die Ansicht meines Mannes,« versetzte sie, und erzählte dann, derselbe habe die Tiefsinnige, um ihre Ge-

danken zu zerstreuen, sich in der letzten Zeit viel in der Haushaltung beschäftigen lassen. »Da diese aber,« sagte sie, »so klein ist, daß ich ihr eben so leicht, als gern selbst vorstehen mag, so glaubt er, werde die Rückkehr in das elterliche Haus vortheilhaft seyn, und eine regelmäßige Beschäftigung die Wiederkehr ihrer geistigen Gesundheit vollenden.«

Man beschloß, darüber die Meinung der Andern zu vernehmen und sie zu dem Ende aufzusuchen. Die Frau Pfarrerin äußerte den Wunsch, die Ufergegenden des See's zu sehen; da aber Wilhelm den Aufenthalt auf dem kühlen Wasserspiegel noch für sich bedenklich fand, so bequemte sie sich, mit ihm zu Fuß an dem Ufer entlang zu gehen.

Sie erzählte ihm nun von sich selbst und den Veränderungen ihres Schicksals. Melina war schon vor längerer Zeit gestorben und sie darauf zu jenem Pfarrer gezogen, welchem Meister den alten Harfenspie-

ler anvertraut hatte. Dieser war unverheirathet und bedurfte einer Person, welche seinem Hauswesen vorstand. Nachher, da er durch die Vermittelung des Laertes eine bessere Stelle erhielt, ließ er sich mit ihr trauen und sie lebten nun schon seit einigen Jahren in glücklicher, obwohl kinderloser Ehe. »Mein vormaliger Stand,« sagte sie, »ist in hiesiger Gegend Niemanden als dem Laertes und dem Direktor Serlo bekannt, und wir haben uns das Wort gegeben, über unsere früheren Verhältnisse zu schweigen. Denn wenn wir uns auch wegen derselben keine Vorwürfe zu machen haben, so ist doch ein allgemeines Vorurtheil dawider, und Erfahrungen, wie Sie deren selbst machten, geben dafür immer erneuten Grund. Doch verzeihen Sie; ich weiß nicht, ob Sie dieses Urtheil über einen Stand billigen, dem Sie selbst, wenigstens vormals, sich anschlossen.«

Meister sagte ihr, daß er ihre Ansicht

theile und schon seit längerer Zeit sich dem Schauspielerleben entfremdet habe. »Es war ein seltsames Mißverständniß,« fügte er hinzu, »daß ich die Mimik mit der Poesie verwechselte und die Übung in der erstern als eine Schule für die letztere betrachtete, da vielleicht gerade das Gegentheil Statt findet. Einige Bekanntschaft mit der Schauspielkunst mag dem dramatischen Dichter immer gut seyn; wenn aber der poetische Geist und eine tüchtige Charakteristik die Hauptvorzüge sind, um die er sich zu bemühen hat, so kann ihm nichts ungünstiger seyn, als ein Stand, dessen Lage weder eine schöne Lebensordnung, noch ein richtiges Auffassen der festen, den individuellen Charakter ausbildenden bürgerlichen Formen erleichtert.«

Er erzählte der neugierigen Freundin nunmehr von seinen Arbeiten und Entwürfen und hörte gern ihren Mittheilungen aus dem Kreise ihres jetzigen Lebens zu.

Sie hatte, bei manchen weiblichen Schwächen und einer merklichen Gefühlskünstelei, doch schon früher seine Achtung sich zu bewahren gewußt, da er sich nicht berechtigt finden konnte, sie über ihre Neigung zu ihm, die stets in den Grenzen des Anstandes blieb, zu hart zu tadeln. Ihn dünkte, daß die Affektation, an der sie einst kränkelte, gerade gleich wie bei ihm, durch den vergeblichen Wunsch genährt seyn möchte, in das Schauspielerleben Harmonie zu bringen und die Rolle von der Bühne in das Haus und in Verhältnisse zu tragen, welche dem Pathetischen gewiß nicht leicht entsprechen. Wenigstens kam diese Schwäche jetzt nur noch selten, wie in bewußtlos gewordener Gewohnheit, zum Vorschein.

Im Laufe dieser Unterhaltungen war Meisters außerordentliche Gefühlsinnigkeit vom Morgen her so weit herabgestimmt, daß er sich mit Leichtigkeit dem Gespräche und der Erinnerung an frühere Erlebnisse

hingab. Indeß blieb das Wohlbehagen zurück und er erfreute sich selbst herzlich an jeder schönen Aussicht, auf die sie trafen. Nach einiger Zeit fanden sie sich mit den beiden Andern, zu denen auch der Arzt gekommen war, zusammen, und da der Freiherr einmal in Bewegung war, so setzte man es durch, daß auf seinem von Ludolf sonst bewohnten Landhause der Rest des Tages zugebracht wurde. Man war einverstanden, das Andenken an das Vorübergegangene allerseits vergessen zu wollen, und bestrebte sich, Meisters Genesung, die sich heute zum ersten Male als ganz entschieden auswies, mit herzlicher Theilnahme zu feiern.

Elftes Capitel.

Als man gegen Abend nach der Burg zurückkehrte, fand man auf dem Hofe einen sehr modisch gebauten Wagen, der nur erst eben vorgefahren war und ein Bedienter überreichte dem Freiherrn ein Schreiben.

»Stellen Sie sich vor,« sagte dieser, nachdem er es gelesen, zu Meistern, »da bekomme ich so eben eine Einladung vom Hofmarschall, mit Ihnen, als meinem Gaste, ihn gleich morgen zu besuchen. Es ist wahr, wir sind alte Bekannte; aber seit Jahren haben wir uns nicht gesprochen, und so weiß ich nicht, was ihn jetzt auf den Einfall bringen konnte. Was mag das bedeuten? Was kann er damit wollen?«

Meister blickte seinen Freund an; er

vermuthete einen Zusammenhang zwischen dieser Einladung und dem Gespräch mit jenem Unbekannten, das ihn zuerst mit Coucy's früheren Verhältnissen etwas näher bekannt gemacht hatte. Dieser hegte dieselben Gedanken und sagte: »Vielleicht ist Herr Meister dem Hofmarschall früher bekannt, oder von irgend Jemanden empfohlen worden.«

»Ich erinnere mich,« sagte der Freiherr, »daß der Oberforstmeister drüben im Gebirge während der Krankheit meines Gastes hier bei mir zum Besuch war und sehr angelegentlich nach Herrn Meister fragte. Der Umstand war mir aus dem Sinne gekommen, obwohl ich mir vornahm, ihn nach der Genesung als etwas Ungewöhnliches zu bemerken.«

Man konnte in der Anwesenheit der Pfarrerin die sich aufdringenden Gedanken nicht frei äußern und unsere beiden Freunde verlangten, sich allein darüber zu bereden.

So neugierig die gute Frau auch bei diesen auf etwas Besonderes deutenden Vorfällen war, so bemerkte sie doch, daß ihre Gegenwart hinderlich werde, und sie besaß Feinheit genug, um den fruchtlosen Versuch, hinter ein vermuthetes Geheimniß zu kommen, nicht über Gebühr zu verlängern.

»Wie nun?« sagte der Freiherr, da sie sich unter dem Vorwande des Umkleidens entfernt hatte; »es ist doch unmöglich, daß ich meines Theils der Einladung folge. Die Residenz liegt starke fünf Meilen von hier und bei den kurzen Tagen könnte ich unmöglich vor Nacht wieder zurück seyn. Ich begreife nicht, was ein so kurzer Aufenthalt bezwecken soll, und muß die Einladung, so weit sie mich betrifft, für eine bloße Höflichkeit halten. Der Hofmarschall weiß noch wohl nicht, daß ich mich nach meiner Emma Entfernung nicht in den Umständen befinde, eine Nacht außer Hause zu verweilen.«

Dagegen weigerte sich Meister alles Ernstes, die Reise allein zu machen, indem die Einladung doch nicht zunächst an ihn gerichtet sey und er als ein Fremder weit eher Gründe vorwenden könne, um sie abzulehnen.

»Sie können,« sagte Raimund, »falls Sie nach Ihrer Krankheit nicht gern allein reisen, die Gesellschaft der Frau Pfarrerin benutzen, die kaum eine Stunde von der Residenz wohnt und Sie gewiß gern zu dem Herrn Laertes begleiten wird, wo Sie immer willkommen sind. Aber gestehen Sie selbst, mich entschuldigt die Unmöglichkeit.«

Wilhelm verwünschte im Herzen die Bewegungsscheu seines guten Hausherrn; denn er war in den höheren Kreisen noch nicht heimisch genug, daß er ohne Bedenken sich in eine Lage hätte wagen sollen, wo er sich oder seinen Freund Coucy in Verlegenheit setzen konnte. Dieser aber äußerte ein größeres Vertrauen in seine Gewandtheit,

als er selbst fassen mochte, und unterstützte die Ausweichungen des alten Raimund. »Ihnen wird es gut thun,« sagte er, »wenn Sie die Entschuldigungen unsers guten Hausherrn persönlich geltend machen und bei dieser passenden Gelegenheit den Hof etwas näher sich ansehen. Vielleicht kann ich selbst Ihnen etwas behülflich seyn, daß der Besuch Ihnen unterhaltender wird.«

Der in diesen Worten liegende Wink bestimmte Meistern, nicht weiter in den Freiherrn zu dringen und sich das Unangenehme der Reise um so bereitwilliger gefallen zu lassen, als er dadurch seinem Freunde einen wichtigen Beweis seiner Freundschaft geben, und auch Marianens Vater sich gefällig erweisen konnte. Dieser war über den Erfolg seiner Weigerung so erfreut, daß er sofort Anordnungen gab, um ein besonders stattliches Abendessen auszurichten. »Denn so bald,« sagte er, »darf ich Sie, Herr Meister, nicht wieder hier zu sehen

erwarten; ich kenne die Gastlichkeit des Hofmarschalls; sie ist es zum Theil, die mich vor einem Besuche bei ihm scheu macht.«

Er ging hinaus, und da unsere Freunde nun ganz allein waren, sagte Meister sogleich: »Ich weiß schon, daß ich diese Reise in der ganz neuen Rolle Ihres Stellvertreters zu machen habe; darum bitte ich Sie um die möglichst deutlichen Verhaltungsbefehle.«

»Die werden nicht Noth seyn,« sagte Coucy lächelnd; »denn die Aufgabe ist Ihnen bereits bekannt und die Lösung kann ich Ihrer Freundschaft und Besonnenheit ruhig überlassen. Von der Zeit an, wo man den Krieg beschlossen, wünschte ein Theil der Räthe des Fürsten, mich wieder im Dienst zu sehen, und auf meiner letzten Reise hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß dieser Wunsch von dem Heere unterstützt werde. Was ein Fürst mit Recht erwarten kann, daß sich nämlich der Diener

vor der Welt den Schein gefallen lasse, als ob er die Annäherung zuerst gewünscht habe, ist dadurch von mir geschehen, daß ich in das Gebiet desselben wieder zurückkehrte. Nun muß ich, nicht sowohl meiner, als der guten Sache wegen, erwarten, daß man mir Vorschläge mache, und wenn man von Seiten des Rathes dazu eine Person ohne diplomatischen Charakter zu wählen vorzieht, um sich jedenfalls nicht zu compromittiren, so ist mir das auch lieber, obwohl aus andern Gründen. Sie haben nichts zu thun, als die Anträge, welche man Ihnen unter der Form freundschaftlicher Erkundigungen nach mir zu machen ansinnt, wirklich in dieser Form mir zu schreiben und meinen Antworten darauf ebenfalls ihren Charakter als freundschaftliche Eröffnungen zu lassen.«

»Das halte ich allerdings nicht für zu schwer,« versetzte Meister; »aber ich besorge, daß ich mit Intriguen und Kabalen zu

kämpfen haben möchte, deren Feinheit mir entgeht.«

»Dergleichen,« antwortete Coucy, »ist mehrentheils nur an kleinen Höfen zu Hause; an größeren beschränken sie sich auf Kleinigkeiten; denn bei ernsteren Sachen lehrt hier schon das Interesse des Staats mehr Vernunft, und vollends in Zeiten der Gefahr finden Sie die meisten Staatsmänner brav. Innerhalb der Grenzen Ihrer Rolle haben Sie also keine Überlistung und Verwirrung zu fürchten, und gerade die Treue in dieser Rolle konnte ich nur von Ihnen erwarten.«

»Ich denke Ihr Vertrauen zu rechtfertigen,« sagte Meister, »und da der verlängerte Aufenthalt mir hier doch jetzt unangenehm werden müßte, so ist es mir angenehm, ihn auf gute Art verändern zu können.«

Sie kamen nun überein, daß Coucy's Diener die Briefe jedesmal selbst überbringen

solle und ließen sich darauf von dem wieder eingetretenen Freiherrn die Fortsetzung der Hindernisse vorerzählen, die diesen von der Reise abhielten. Wilhelm versprach, sie sich möglichst zu merken, um sie dem Hofmarschall in ihrem ganzen Gewichte vorzustellen. Die Frau Pfarrerin kam ebenfalls wieder dazu und freute sich aufrichtig, da unser Freund ihr seine Begleitung bis zu der Residenz antrug. Sie konnte von dort aus Laertes Wagen nehmen und brauchte also den Freiherrn nicht wieder zu bemühen.

Als sie Abends bei einander saßen, sagte Coucy zu Meistern: »Ich habe heute an Ihnen eine weit größere Heiterkeit bemerkt, als je zuvor, und nehme es als ein glückliches Zeichen Ihrer vollen Genesung.«

Auch Raimund hatte dasselbe wahrgenommen und Wilhelm versetzte: »Sie haben Recht, und ohne diese Stimmung würde mir's weit schwerer fallen, daß ich mit der morgenden Frühe auch von Ihnen mich

losreißen soll.« Er versuchte, diese Stimmung, wie er sie beim Erwachen besonders klar gefühlt hatte, ihrem Wesen nach zu bezeichnen; aber indem er sich bestrebte, die genauesten, eigentlichsten Ausdrücke zu wählen, beschwerten sich Raimund und die Pfarrerin, daß ihnen seine Meinung unverständlich sey. Letztere beschuldigte ihn, er rede nicht wie ein Dichter, sondern wie ein Philosoph.

»Verzeihen Sie,« sagte er; »gerade das fehlt mir, daß ich kein Philosoph bin, um überall die Worte treffen zu können, welche die passendsten und dadurch die verständlichsten sind.

Coucy lachte. »Sie müssen eine wunderliche Vorstellung von der Philosophie haben,« entgegnete er, »indem Sie ihr so etwas Ungewöhnliches ansinnen. Unsere Philosophen denken an nichts weniger, als an Verständlichkeit bei ihrem Versuche, den Menschen mit sich selbst zu verständigen, oder man könnte auch sagen, sie wollen mehr,

daß man sie, als daß man sich selbst verstehen lerne. Aber lassen Sie sich das nicht irren. Wenn wir Ihre Worte auch nicht begriffen, so verstehen wir doch Ihr Gesicht. Mittheilen läßt sich eine Steigerung des Selbstbewußtseyns schwerlich anders, als durch Leben, That und Bild.«

»Wenn das wäre,« sagte Meister, »so müßte der Dichter eben sowohl, ja noch leichter jene Verständigung des Menschen mit sich selbst herbeiführen können, als der Philosoph vom Fach.«

»Jeder in dem Maß, wie er sich selbst klar ist,« antwortete Coucy; »wenn übrigens der Dichter dieses geworden, so glaube ich allerdings, daß ihm die meisten Mittel zu Gebote stehen, seinen Gewinn zu einem Gemeingut zu machen. Ich bin geneigt, dieses von jedem großen Dichter zu fodern und es für die einzig wahre Didaktik zu halten, die in der Poesie anwendbar ist. Ohne daß sie in Paragraphen sich darlegte, wird sie be-

griffen und aufgenommen werden, und damit alles leisten, was der Zweck der Mittheilung fodert.«

»Wahrlich,« versetzte Meister, »es wäre mir lieb, wenn der Dichter zu solchen Hoffnungen wirklich berechtigt wäre; aber beinahe scheint mir das zu kühn.«

»Zweifeln Sie etwa,« fragte Coucy, »daß das Schöne mit dem Wahren eben so vereinbar sey, wie mit dem Guten? Das Prisma bricht den Lichtstrahl in Farben, die in der Erscheinungswelt bestimmt aus einander treten. Aber im Strahle selbst sind sie doch eins.«

»Das geht hoch,« sagte der alte Freiherr. »Lassen Sie uns die gelehrten Dinge vergessen und Jeder froh seyn, daß wir wieder froh seyn können.«

»Gut gesagt,« rief Wilhelm lächelnd, indem er mit ihm anstieß; »und doch reden Sie eben so tiefsinnig, wie wir.«

»Daß ich nicht wüßte,« sagte Raimund;

»aber ich läugne nicht, daß ich mich heute eben auch besonders behaglich fühle. Möchte es nur so bleiben können.«

»Es hängt von Ihnen ab,« antwortete Wilhelm. »Verlassen Sie diese alte Burg, übergeben Sie ihre Verwaltung, wie Junius, an einen zuverlässigen Verwalter, werfen Sie sich in die Flut des Lebens. Sie trägt Jeden, der sich ihr zu vertrauen wagt, und da am leichtesten, wo sie am tiefsten ist.«

»Ich habe Ihnen schon meine Gründe angegeben, weshalb ich Sie leider nicht begleiten kann,« sagte der Freiherr, »und noch viel weniger würde ich mich zu einer bleibenden Veränderung bequemen. Dieses Vertrauen auf die Flut des Lebens, wie Sie sich ausdrücken, verliert sich, wenn man in ihr müde geworden ist, und Sie werden finden, daß die meisten alternden Leute davon wenig übrig behalten. Sie gedenken wohl gern daran, daß sie sich einst auch so umhergetrieben sahen; aber doch sind sie froh,

daß es aufgehört hat. Je länger man aber in der Ruhe geblieben, um desto mehr wächst man mit seinen Umgebungen in ein gemeinschaftliches Leben zusammen, und die traurigen Erfahrungen sowohl, wie die frohen machen diese Verbindung zwischen uns und unserer Umgebung, wie zwischen Leib und Seele immer fester.«

»Ich gestehe,« sagte Madame Melina, »daß mein Gefühl dieser Aussage beistimmt; die bei weitem meisten Menschen sehen wir vor allen Dingen nach einem ruhigen und festen Verhältniß ihres Lebens und nach eigener Ruhe verlangen.«

»Allerdings,« versetzte Coucy, »ist dieses naturgemäß. Man soll aufhören, zu streben, sobald man sich sagen darf, daß der Zweck des Strebens erreicht ist, und Jeder, dessen Klarheit das Schütteln nicht verträgt, muß sich Ruhe suchen, damit die verschiedenen Elemente seines Wesens durch Niederschlag sich setzen. Nur dadurch ge-

winnt das Leben der gebildeten Völker seine verschiedenen festen Formen, daß einerseits das jugendliche Streben frei gegeben und seiner Absicht gemäß geleitet, andrerseits aber auch das Gewordene in seinem ruhig aus sich hervorwirkenden Bestande geschirmt wird. Ein Volk, das beides mit einander weise zu verbinden sucht, wird immer das glücklichste seyn.«

»Sie sind mein Mann,« versicherte der Freiherr behaglich, »und ich denke, Herr Meister werde später wohl auch mit uns einverstanden werden.«

»Ich bin es schon jetzt,« war die Antwort, »nur daß ich diesen ruhigen Bestand mehr in der innern Organisation, als in der äußern Ruhe suche. Herr von Junius zeigte mir einmal die Lampe des Cardanus, die so gebaut ist, daß sie bei allen Bewegungen im ruhigen Gleichgewicht bleibt. Was hier der Mechanik möglich ist, muß dem Be-

wußtseyn in seiner Sphäre ebenfalls gelingen können.«

»Was sagen Sie zu dieser Erklärung?« fragte Raimund gegen Coucy; »ist Herr Meister wirklich mit uns einverstanden?«

»Ich denke so weit, als es von ihm zu erwarten ist,« versetzte der Gefragte lächelnd. »Nicht alle Menschen suchen dieses edle Kunstwerk des Cardanus nachzuahmen. Die meisten Lebenslampen brennen nur, wenn sie ruhig stehen, und bedürfen zwar Luft, vertragen aber keinen Zugwind.«

Man fuhr fort, in solcher heitern Weise sich über die ernste Aufgabe des Lebens zu besprechen und beschloß zuletzt mit der Anerkennung, daß die eigene Zufriedenheit nie zu verachten sey und mit dem Wunsche, daß sie bei den verschiedenen Ansichten Jeder finden und behalten möge.

Zwölftes Capitel.

Unser Freund machte sich Morgens bei guter Zeit auf, und man durfte es an der Frau Pfarrerin loben, daß sie ihn nicht gar zu lange auf sich warten ließ. Die Weite des Weges zwang zur Eile, wenn man nicht zu spät ankommen wollte.

Die Straße hielt sich anfangs an den Ufern des See's und Wilhelm blickte häufig auf Ludolfs Landhaus und die verschiedenen Plätze hin, die ihm merkwürdig oder lieb geworden waren. Der Gedanke, daß die, welche ihm den Aufenthalt anziehend gemacht, die Gegend bereits, außer Coucy, alle verlassen hatten und daß Niemand darin zurückblieb, als der alte Freiherr mit der armen Mariane, gab seinem

Blick etwas Schwermüthiges. Er eröffnete seiner Gefährtin, so weit es thunlich war, seine Gedanken und übergab ihr den Brief an Marianen, den sie, falls ihr Mann nichts dawider habe, treu zu bestellen und über die Wirkung ihm Nachricht zu geben versprach.

Man kam bald aus der Umuferung des See's hinaus und die Straße wand sich, nicht aufs beste unterhalten, zwischen waldigen Hügeln fort. Der Wagen war aber leicht und die muthigen Pferde eilten rasch weiter. Nach einigen Stunden hatte man die Höhe gewonnen und die Pfarrerin zeigte ihrem Gefährten in der Ferne schon den großen Dom der Hauptstadt. Die Gegend wurde bald flacher und gewöhnlicher, aber belebter. Man lenkte auf eine Hauptstraße ein und nun ging es noch rascher durch reinliche Dörfer und angenehme Marktflecken vorwärts. Man verweilte nur ein Mal eine kurze Zeit, um dem Gespann Ruhe zu gönnen und schon früh am Nachmittage fuhr

man durch das prächtige Thor in die gedrängt volle, mit pallastähnlichen Gebäuden dicht besetzte Hauptstraße der Residenz.

Der Kutscher hatte von Wilhelm die Weisung bekommen, bei Laertes Hause vorzufahren, das er sehr wohl zu kennen erklärte, da seine eigene Herrschaft es zuweilen besuche. Er erzählte, daß der Besitzer einer der beliebtesten Kaufleute der ganzen Stadt sey und auch gewiß bald zu den reichsten gehören werde, da er es recht anzufangen verstehe. Das Haus zeigte Nettigkeit und Wohlstand. Als der Wagen vor der Thür hielt, sprang sogleich der Hausherr selbst hinzu und wunderte sich nicht wenig, da er die Angekommenen erkannte.

»Himmel,« rief er, »was sehe ich? Ist es nicht, als ob die Zeiten wieder zurückgehen und das Alte neu machen wollten? Wir Drei wieder zusammen, wer hätte sich das träumen lassen?« — Er drang mit Ernst und Hast darauf, daß Meister geschwind

aussteigen solle. »Wir werden sogleich essen,« sagte er, »und Ihr seyd gewiß hungrig.«

Wilhelm berichtete dagegen, daß er auf eine Einladung des Hofmarschalls hergekommen sey und also fürerst sich diesem vorstellen müsse.

»Des Hofmarschalls?« sagte Laertes verwundert und betrachtete jetzt den Wagen und den Kutscher genauer. »Wie bist Du doch mit dem bekannt geworden und was hat diese Einladung für einen Zweck? Aber,« setzte er hinzu, »es ist wahr, Du darfst nicht zögern, wenn Du noch früh genug vor Tisch bei ihm ankommen willst. Nur versprichst Du, mich recht bald zu besuchen und außer des Hofmarschalls Wohnung keine andere der meinen vorzuziehen.«

Meister sagte dieses gern zu und schied von seiner Gefährtin und dem alten Freunde mit herzlichen Grüßen. Erst, als er weiter durch die Straßen fuhr, fiel es ihm ein, daß

er vergessen habe, der guten Frau Verschwiegenheit über Manches zu empfehlen, indeß beruhigte er sich bei dem Gedanken an Laertes zuverlässiges Wohlmeinen.

Der Pallast des Hofmarschalls lag an einer Ecke der Stadt, unfern der Kathedrale und dem fürstlichen Schlosse. Es war neu in einem edlen Styl gebaut und an den Seiten frei stehend, so daß man neben den Pavillons her in den großen dahinter liegenden Garten blickte. Als der Wagen in den vorderen Hof fuhr, bemerkte unser Freund einen Mann mit zwei Frauenzimmern am Fenster, die sich schnell zurückzogen. Bald darauf kamen Bedienten in reicher Livree aus der Hauptthüre und in derselben zeigte sich der Marschall. Wilhelm sprang aus dem Wagen, um dessen Herabsteigen von der Treppe zuvorzukommen. Der Marschall war ein Mann von vielleicht sechzig Jahren, dessen ganzes Äußere sogleich bekundete, daß er in den Verhältnissen des

vornehmen und höfischen Lebens von früh auf heimisch gewesen. Sein Anstand war bescheiden und ungeachtet des Alters leicht, aber zugleich gehalten und würdig. Das nicht unangenehme Gesicht verrieth weder Schlauheit, noch Oberflächlichkeit und man möchte am passendsten davon sagen, daß es eben gar nichts verrieth. Bei diesem Blick des Auges, bei diesem Ton der Stimme, dieser kaum von Runzeln der Jahre bestreiften glatten Stirn, ließ sich durchaus kein Vermuthungsschluß auf den Charakter des Mannes wagen. Meister hatte im ganzen Lauf seines Lebens nur ein Mal eine ähnliche Figur gesehen, nämlich seines Freundes Coucy Bruder, den Abbé, und die plötzliche Erinnerung an diesen brachte ihn auf die Meinung, daß er sich vorsehen und besonders alle Worte, die sich auf seinen Freund bezögen, genau wägen müsse.

Nach den ersten Begrüßungen und nachdem Meister den alten Freiherrn wegen

seines Zurückbleibens versprochenermaßen entschuldigt hatte, sagte der Hofmarschall, indem er ihn eine Marmortreppe hinauf in einen großen, mit kostbaren Kupferstichen schön verzierten Saal führte: »Ich hätte den guten alten Herrn sehr gern gesehen; denn wir sind Jugendfreunde. Aber ehrlich gestanden, hoffte ich selbst nicht auf die Erfüllung meiner Bitte und that sie nur, weil ich nicht wagte, Sie allein ohne ihn zu mir einzuladen. Ich will es nur bekennen, daß ich eigentlich auf sie es angelegt hatte, und ich weiß nicht, wie ich Ihnen meinen Dank dafür aussprechen soll, daß Sie mich sogleich errathen haben.«

Diese Erklärungen lauteten so offen, daß Meister sich wunderte, einen Hofmann sie in dieser Unbefangenheit geben zu hören. Er antwortete, daß er einen solchen Wunsch freilich nicht errathen haben würde, aber sich freue, wenn er als entschuldigender

Freund des Freiherrn nicht ungütig aufgenommen sey.

»Sie werden mich bald als einen Feind aller bloßen Complimente kennen lernen,« sagte der Hofmarschall. »In der That hatte ich die lebhafteste Sehnsucht, Sie zu sehen, und würde Sie ganz gewiß aufgesucht haben, wenn nicht meine Frau und Tochter darauf bestanden hätten, daß ich Sie vielmehr hierher zu mir einladen müßte. Sie wissen vielleicht noch nicht, wie sehr Sie durch Ihre trefflichen poetischen Arbeiten alle Damen der Residenz für sich gewonnen und auf Ihre persönliche Bekanntschaft neugierig gemacht haben. Die Meinigen wollten sich den kleinen Triumph nicht nehmen lassen, den unbekannten Liebling der Musen zuerst den übrigen vorzuführen.«

Wilhelm Meister hatte an eine Möglichkeit dieser Ursache der Einladung so wenig gedacht, daß er in seiner Antwort eine merkliche Verlegenheit zeigte. Doch konnte

er nicht umhin, dem geschliffenen Manne geneigt zu werden, der seine reizbarste Seite klug aufgefunden hatte.

»Jetzt muß ich Sie freilich meinen ungeduldigen Frauen übergeben,« fuhr der Hofmarschall nach den nächsten Zwischenreden fort. »Aber indem ich Sie diesen, wie billig, zunächst lasse, erlauben Sie mir voraus die Bitte, daß auch ich Sie zuweilen in Anspruch nehmen und Ihrer Unterhaltung genießen dürfe.«

Er führte seinen Gast hierauf an der Hand in das Cabinet seiner Frau und stellte ihn dieser und seiner Tochter Hildegard als den von ihnen sehnlichst erwarteten Dichter vor. Meister mußte sich zusammennehmen, um mit Ehre zu bestehen. Die Marschallin war eine Frau von etwa vierzig Jahren und durfte noch immer auf Schönheit Anspruch machen; doch schien sie, vielleicht wegen ihrer Tochter, mehr durch Geist als Schönheit glänzen zu wollen. Hildegard

war wirklich reizend. Die Züge des Gesichts waren regelmäßig und ausdrucksvoll und deuteten auf Geist; aber freilich auch auf die Reizbarkeit schwacher Nerven. Das Auge blickte Wohlwollen und Sicherheit im Benehmen, aber wenig Feuer. Die Farbe war leise geröthet, höchst anziehend, der Wuchs überaus zierlich, alles, bis auf die melodische, doch leise Sprache, Merkmale der gewöhnlichen Schwäche von Frauenzimmern ihres Standes.

Mutter, wie Tochter lenkten das Gespräch mit geübter Leichtigkeit auf Gegenstände, die unserm Freunde nahe lagen, und dieses Entgegenkommen schien die Versicherungen des Marschalls zu bestätigen. Es wurde über die Residenz, die Winterlustbarkeiten derselben, die bevorstehenden Carnevalsbälle, die verschiedenen Theater, die beliebtesten neueren Stücke, und dann im leichten Übergange von den allgemeinen Foderungen der Zeit an die dramatische Dicht=

kunst gesprochen. Mit gefälligen Anspielungen deuteten beide Damen darauf hin, daß sie ihre Urtheile nur vorläufig abgäben, bis Meister sie durch das seinige berichtigen würde.

Man rief zur Mittagstafel, die der Hofsitte gemäß jetzt während der kürzesten Tage bei schon brennenden Kerzen angerichtet war, und setzte hier die angefangene Unterhaltung fort.

Der Marschall behauptete, daß den Theatern der Residenz nur ein wahrer Dichter fehle, um bei dem bedeutenden Aufwande, welchen sie kosteten, allen gegründeten Foderungen zu genügen. »Und den,« sagte er, »wird man wohl vergeblich erwarten, wenn man nicht ihm ein besseres Verhältniß, als das gewöhnliche, sichert. Ein wirklicher Dichter möchte sich wohl nicht dazu verstehen, über das, was er für nothwendig und recht erkennt, mit dem Regisseur und den Launen der Schauspieler wie des Publikums sich in

Erörterungen einzulassen. Unser trefflicher Fürst hat schon lange an eine zweckmäßigere Anordnung gedacht. Er wünscht einen ausgezeichneten Dichter an seinen Hof zu ziehen, nicht um ihn zum Theaterdichter zu erniedrigen, sondern um die höchst bedeutenden Ausgaben, die dem Vergnügen und der Verschönerung seiner Residenz bestimmt sind, nicht ohne Plan zu verlieren. Wenn an einzelne Sängerinnen die höchsten Besoldungen verwandt werden, so ist es gewiß zu billigen, daß man an einen ordnenden Geist denke, der mit schönem Sinn ein schönes Ganze zusammen zu bilden wisse; aber ein solcher bedarf nicht bloß eine seiner würdige Entschädigung, sondern auch Freiheit und Ehre.«

Dieses wurde so scheinbar zufällig gesagt, und verflocht sich in das Gespräch so leicht, daß unser Freund nicht darauf fiel, eine weitere Absicht dabei zu vermuthen. Es freute ihn vielmehr innig, einen Hof-

mann mit solcher verständigen, und wenn auch gerechten, doch so seltenen Anerkennung über die Kunst reden zu hören, und er pries das Volk glücklich dessen Ausbildung der Sorge eines so edlen Fürsten anvertrauet sey. Die von dem Marschall dargelegten Ansichten billigte er mit einem Enthusiasmus, den wir an ihm bei solchen Anlässen kennen.

»Es freut mich,« sagte der Marschall, »daß meine Gedanken Ihren Beifall haben, und so wage ich gleich jetzt, mit der eigentlichen Hauptabsicht hervorzurücken, die meiner Einladung freilich auch zum Grunde lag. Ich gestehe Ihnen also, daß der Fürst mir seinen Wunsch in einer Art ausgesprochen, die einem bestimmten Auftrage gleich kommt. Ich würde darüber in Verlegenheit gewesen seyn, wenn ich durch meine Frauen nicht bereits auf Sie aufmerksam geworden wäre. Der Fürst selbst billigte es, als ich Sie nannte, und erzählte mir, daß er Sie bereits kenne. Sagen Sie mir denn

offen, würden Sie solche Verhältnisse, wie sie unser Fürst einem Dichter bieten kann und will, annehmlich finden? Oder wünschen Sie noch ein Mehreres? Ich gestehe, daß ich mir selbst kein Urtheil über einen so wichtigen Gegenstand zutraue, und darum hielt ich eine persönliche Beredung für das Beste.«

»O,« rief Wilhelm, »daß die großen Meister unsers Volkes bei Zeiten eine solche Aufmunterung gefunden hätten, so würden ihre Schicksale den Undank der Nation nicht so hart verklagen und die deutschen Höfe hätten ihren Glanz und ihre Sitte längst in sich selbst gefunden, ohne beide von Frankreich zu borgen! Was machte Ludwig den Vierzehnten zum Gesetzgeber der Mode für ein Jahrhundert, als diese einzige Klugheit, daß er die Dichter an seinem Hofe zu ehren wußte? Diese waren es, die der französischen Sprache einen solchen Sieg verschafften, der überdem die Siege, die sie nach

hundert Jahren erfochten, mehr als alles Andere vorbereitete.«

Die Marschallin lächelte und Hildegard hing fest an des feurigen Redners belebten Zügen. »Sie entzücken mich,« sagte der Marschall; »ich glaube in Ihren Worten Ihre Neigung zu erkennen.«

»Dazu werden Würdigere bereit seyn,« versetzte unser Held. »Wahrlich, ich habe es nie gebilligt, wenn den Anfängern die Gunst zugewendet wurde, welche den Meistern gebührt, und ich könnte mich nie entschließen, eine so große anzunehmen.«

»Ihre Bescheidenheit ist schön, aber übertrieben,« antwortete der Marschall; »ich freue mich nur, daß Ihre eigenen Werke es mir leicht machen werden, sie zu bekämpfen. Doch das wollen wir verschieben. Ich sehe es meiner Tochter an, daß sie nach dem Theater verlangt. Leider halten mich Geschäfte am Hofe für den Anfang zurück, und ich bedaure es doppelt, weil ein neues

Lustspiel von Raupach gegeben wird. Ihnen aber macht es wahrscheinlich Vergnügen, dasselbe zu sehen, und so darf ich Sie wohl einladen, meine Familie hinzubegleiten? Doch wie Sie wollen; ich vergesse, daß Sie vielleicht ermüdet sind, und für den Fall seyn Sie offen. Ich wünschte nur, daß Sie unser Hoftheater kennen lernten, damit wir auch darüber reden können.«

Meister übernahm das ihm aufgetragene Geschäft mit dem verbindlichsten Danke. Es war ihm wie ein Traum, daß er den Zweck seiner Reise so ganz anders denken solle; denn an der Aufrichtigkeit der gemachten Anträge wußte er bei ihrer Bestimmtheit nicht zu zweifeln.

Die Residenz hatte zwei verschiedene Theater, und unter diesen war das Hoftheater damals das vorzüglichste und besuchteste. Es war ein prachtvolles, in den besten Verhältnissen geordnetes Gebäude, wie unser nur in Provinzial- und Handelsstädten

bekannter Freund so glänzend noch keins gesehen hatte. Die Loge des Marschalls war zunächst der fürstlichen, und Wilhelms Eintritt mit den beiden Damen schien die Aufmerksamkeit aller in den andern Logen ersten Ranges harrenden Zuschauer auf ihn hin zu lenken. Er bemerkte darunter seinen Freund Laertes mit dessen Frau und wurde von ihnen begrüßt. In einer andern befanden sich zwei Männer, die er für den Herrn von Ottwalt und den Professor Heidenstein erkannte, mit welchen er vor einem halben Jahre auf der Reise zusammengetroffen war. Die Zahl der Anwesenden war, wie Hildegard ihm bemerkte, heute besonders stark, weil das erste größere Lustspiel Raupach's die allgemeine Erwartung rege gemacht.

Es war unserm Freunde eigen ums Herz, daß er jetzt einen der ersten Plätze unter denen einnahm, um deren Beifall er einst selbst mit der höchsten Anstrengung

von der Bühne her warb. Der Anblick des Theaters sprach ihn so bekannt, und doch in seiner neuen Lage so wunderlich fremd ans Herz. Die Ouvertüre rauschte vorüber, ohne daß er sie beachtete, bis Hildegard ihn fragte, wie ihm die Musik des leider zu früh verstorbenen Weber und namentlich die Ouvertüre zum Oberon gefalle? »Vorzüglich,« sagte er in Verlegenheit. Zum Glück begann sie sogleich selbst über den Weberschen Styl zu sprechen und äußerte, daß sie Webern für einen Gefühlsverwandten Mozart's halte, auf den jedoch Beethoven merklich eingewirkt habe. »Doch,« sagte sie, »lassen sie uns Raupach's Werk mit Achtsamkeit betrachten; der Dichter ist uns im Lustspiel noch zu neu, um ein festes Urtheil über ihn zu haben.«

Kurz vor dem Beginn des zweiten Aufzuges erschien der Fürst in seiner Loge; mit ihm sein ältester Prinz, eine schöne Jünglingsgestalt mit einem geistreichen Antlitz

und feurigen Augen, und der Hofmarschall. Letzterer grüßte unsern Freund mit Auszeichnung, und der Fürst blickte diesen hierauf lächelnd an. Es war jener Fremde, mit dem er das Jägermahl verzehrt hatte. Ehe er aber Zeit gewann, sich zu sammeln, trat der Fürst durch eine Zwischenthür in die Loge des Marschalls herüber, begrüßte die Damen und sagte dann, zu Meistern gewendet: »Es freut mich, Sie wiederzusehen. Sie haben mir schon einmal eine angenehme Stunde gemacht und ich hoffe, Sie werden damit auch in Zukunft nicht geizen. Wenigstens, was in meiner Kraft steht, Sie zu halten, werde ich gewiß aufbieten, und ich rechne darauf, daß Sie mir dabei selbst behülflich sind.«

»Meine kühnsten Wünsche sind erfüllt,« versetzte Meister ehrfurchtsvoll, »wenn Ew. Hoheit meine bisherige Unbekanntschaft mit Ihrer fürstlichen Milde, wie mit Ihrem Range vergessen wollen.«

»Täuschen Sie mich nicht,« sagte der Fürst; »ich habe eben auf Ihre Offenheit vorzüglich gerechnet. Doch wie gefällt Ihnen dieses Theater? Mich dünkt, es gehöre zu den schöneren in Deutschland. Ich habe es nach den Verhältnissen des Theaters San Carlo in Neapel bauen lassen.«

Er stellte sich mit Meistern an die vordere Brüstung und zeigte ihm die Verhältnisse des Baues. Dann fragte er ihn, ob er mit den Personen in den übrigen Logen vielleicht noch unbekannt sey, und nannte ihm die angesehenern darunter. »Sie werden sie, denke ich, bald Alle kennen lernen,« setzte er hinzu, »und ich will Ihnen die Bekanntschaft erleichtern. Sie kommen morgen Vormittags um elf Uhr zu mir. Jetzt will ich Sie in dem Genusse des Schauspiels nicht länger stören.« Mit diesen Worten grüßte er ihn, empfahl sich den Frauen und trat in seine Loge zurück.

Bei dem Beginn des vierten Aktes ver-

ließ der Fürst das Haus, und der Marschall, der auf seinen Wink zurückblieb, trat zu seiner Familie hinüber. »Der Fürst,« sagte er zu Meistern, »weiß, daß ich ein leidenschaftlicher Freund der Kunst, wenn auch nichts weniger, als ein Kenner bin, und hat mir deshalb erlaubt, hier zu bleiben. Wie gefällt Ihnen das Stück?«

»Ich möchte, wie Solon, auf das Ende harren, ehe ich es selig spreche,« sagte Meister, »und doch bin ich zu zerstreut, um genau genug aufzumerken.«

»Vermuthlich die Folge der Reise,« versetzte der Marschall, »auch hat der Fürst Sie gestört. Aber finden Sie, daß ich Ihnen zu viel von ihm gesagt habe? Er ist ein Pfleger und Beschützer aller Künste, und wenn er dieses Mal das Haus vor dem Schlusse des Stücks verließ, so veranlaßte ihn dazu eine Abspannung, die nach einem geschäftsvollen Tage sehr begreiflich ist.«

Meister erwiederte, daß die Güte des

Fürsten alle seine Erwartungen übertroffen habe, indem er ihm die zu große Freiheit, welche er sich in Unbekanntschaft mit seinem Stande früher erlaubt, in der gütigsten Weise verziehen.

»Sie werden mir den Vorfall erzählen,« sagte der Marschall; »ich liebe solche Züge aus dem Leben meines trefflichen Fürsten. Er selbst hat mir schon davon gesagt; aber aus Ihrem Munde höre ich es gewiß genauer.«

Sie sahen hierauf das Stück ruhig bis zu Ende und halfen dann das wirklich feine Spiel der Truppe beklatschen. »Lassen Sie uns jetzt eilen,« sagte der Marschall aufstehend, »damit wir ohne Aufenthalt zu unserm Wagen kommen. Bis zum Abendessen können wir uns noch einige Stündchen unterhalten, falls Sie es nicht vorziehen, daß ich Sie bei einigen unserer Minister noch heute einführe.«

Meister lehnte dieses für jetzt ab; denn

er verlangte nach Ruhe, und dem Marschall schien sein Wunsch ebenfalls der liebste zu seyn.

Indem sie die Loge verließen, traten schon Laertes und Ottwalt auf sie ein und nach den ersten Begrüßungen stellten sie vor, daß es zwischen ihnen streitig sey, bei wem die literarische Zusammenkunft morgen Statt finden müsse, nachdem sich die Geheimeräthin von N. aus der Residenz entfernt habe. Beide wünschten für dieses Mal den Vorzug, weil sie Beide das Vergnügen hätten, Meistern zu kennen. Und da sie es für unrecht hielten, freiwillig zurückzutreten, so wären sie übereingekommen, an das Urtheil der Baronesse Hildegard, als der Königin ihres Vereins, zu appelliren.

»Wenn das ist,« sagte diese, »so werde ich am besten thun, das Beispiel guter Richter nachzuahmen und mich auf Unkosten beider Parteien zu bereichern. Ich erkläre also, daß die Gesellschaft morgen bei mir Statt

finde, und daß dann das Loos entscheiden solle, wer von beiden Herren mir zunächst folgen werde.«

»Von Rechtswegen,« bestätigte der Marschall. »Sie sind also hiermit eingeladen, und wir wollen unter meines Gastes Vorsitz einmal über die ganze dramatische Litteratur Gericht halten. Es ist aber hier kalt; entschuldigen Sie, daß ich alter Mann etwas eile.«

Er empfahl sich, indem er Meisters Arm nahm, wie um sich von ihm die Treppe hinunter geleiten zu lassen. Die Frauenzimmer wurden von den beiden Freunden zum Wagen geleitet und man trennte sich mit den Worten: »Bis morgen.«

Ende des fünften Buches.

Neue, empfehlenswerthe Romane
von
der Verfasserin der „Erna," „Felicitas,"
„Amadea," ꝛc.
welche
so eben in der Basseschen Buchhandlung
in Quedlinburg erschienen sind:

Rosamunde

und andere Erzählungen, aus dem Reiche der
Wahrheit und Dichtung. Von der Verfasserin der »Erna,« »Felicitas,« »Clara,« ꝛc. 8.
Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Der Brautsee

und andere Erzählungen. Von derselben
Verfasserin. 8. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Bilder aus der großen Welt.

Von derselben Verfasserin. 8. Preis
1 Thlr. 4 Gr.

Bunte Blätter

zur flüchtigen Unterhaltung aus dem Reiche
der Wirklichkeit und der Phantasie. Von
derselben Verfasserin. 8. Preis 1 Thlr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pustkuchen, Johann Friedrich Wilhelm,

Wilhelm Meisters Wanderjahre

Bd.: 5

Quedlinburg [u.a.] (1828)

P.o.germ. 1106 q-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116539-3